BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Kraichgau

52. Jahrg. 1972, Heft 3



Der Steinsberg — das Wahrzeichen des Kraichgaues

Foto: G. Umminger

Der Kraichgau — eine alte Durchgangslandschaft

Brücke vom Oberrhein nach Schwaben

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Lieblich eingebettet in die Senke zwischen Schwarzwald und Odenwald, zwischen Rheinebene und das Neckarbecken von Heilbronn, liegt das Kraichgauer Hügelland, dessen geographische Lage stets als offene Durchgangs- und Brückenlandschaft vom Oberrhein nach Schwaben, von der Pfalz gen Württemberg bestimmt wurde. Die von Menschen gestaltete Kulturlandschaft des Kraichgaues wird vor allem durch den Gang der Besiedlung, die Kultur- und Wirtschaftsentwicklung, die Kräfte der politischen Geschichte und nicht zuletzt durch ein so oder anders geartetes Volkstum geprägt. In der durch all diese Komponenten geformten Kulturlandschaft finden dann wesentlich die geschichtlichen Kräfte ihren Niederschlag. Dies gilt für das Bauern- und Bürgertum, den Adel und die Kirche, deren Wirkungen wir nicht nur in der Bauweise von Stadt und Land, sondern auch in der Wald- und Flurgestaltung, wo Staats- und Bauernwald, arrondiertes Gutsland und zerstückeltes Bauernland nebeneinander in Erscheinung treten, erkennen.

In seinen "Glücksinseln und Träumen"1) hat Friedrich Ratzel dem Kraichgau, dem ein gut Teil seiner Jugend gehört, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Im Kapitel 5 "Mein Dorf" lesen wir: "In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort ,wellig' höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müsse, eine wellige Wiese herabzurollen, wo man von dem Stoß der oberen Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbefördert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. Unser Land ist wellig, das heißt, daß die Häuser und Höfe bald oben und bald unten sind ... Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand . . . Dafür taucht auf der anderen Seite ein glänzender Kirchturmhahn auf oder die Kreuzung von zwei Dachsparren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches . . . aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond mit seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussichten in Höhenschichten"2).

In dem so regellosen Formengewirr, im ewigen Auf und Ab der Hügel ist aber doch System. Von den waldigen Höhen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes, die im Norden und Süden den Kraichgau umspannen, fallen die Schichten gegen die Mitte der Landschaft ein und jede Gesteinsgrenze schafft neue Stufen und Ebenen. Ratzel schreibt im Kapitel 3 "Heimweh" seiner "Glücksinseln und Träume": "Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich und aus schiefrigem Ton, der sehr weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch, und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind . . . "3) Mehr als der Gesteinswechsel ist die Lößdecke schuld an der Unruhe im Landschaftsbild des Kraichgaues. Während der Kaltzeiten des Eiszeitalters haben Westwinde feinsten kalkhaltigen Gesteinsstaub in das niedere Hügelland hineingetragen; dieser erfüllt alle Täler und baut all die flachen Hügel auf, die in ihrem Untergrund aus Buntsandstein, Muschelkalk und verschiedenen Keuperformationen bestehen. Nur durch die muldenartige Einsenkung des Kraichgaues war es möglich, daß dieser alle Stoffe, die die Pflanzen zu ihrem Aufbau benötigen, enthaltende Staub weit ins Land hinein bis über den Neckar geblasen wurde. "Ungeachtet der im allgemeinen ziemlich weichen und milden Landschaftsformen, die zu einem wesentlichen Teil auf die erst im Eiszeitalter durch Staubstürme aus der Oberrheintalebene in den Kraichgau hereingewehten mächtigen Lößablagerungen zurückzuführen sind ... " schreibt Hans-Kurt Findeisen4) und Ernst Becksmann meint hierzu: "Die niedere und breite Kraichgau-Senke ließ dagegen die in ihrem untersten Teil stark staubhaltigen Winde weit ins östliche Hinterland vordringen"5). Meterhoch abgelagert, verfestigte sich dieser feine kalkhaltige Gesteinsstaub zu Löß, jenem fruchtbaren, porösen Boden, den Feldwege manchmal in den "Lößhohlen" mit ihren fast senkrechten

Wänden durchschneiden. In ihrer Anlage gehen diese "Lößhohlen" auf einen alten Verkehr zurück, wie uns - besser als urkundliche Belege - der Name der "Posthohl" bei Heidelsheim beweist. Und wieder lesen wir bei Ernst Becksmann: "Auf Feldund Waldwegen durch die Wagenräder zerkrümelt, wird er (der Löß) durch rinnendes Wasser immer wieder herausgespült: auf diese Weise tiefen sich in Gebieten mit mächtigeren Lößen solche Wege immer mehr ein und bilden steilwandige Hohlwege, die sich dort überall beobachten lassen"6). Das am Nordrand des Kraichgaues gelegene und durch sein Portlandzementwerk bekannte Dorf Leimen wird mundartlich "Lehme" genannt, und die "Lehmener" sind auch der "Lehmbodendreck", und zu dieser Ortsneckerei fügt der Volkswitz noch erläuternd hinzu: "Lehme lait net weit vum Dreck" (Leimen ist nicht weit vom Löß gelegen). Volkssprachlich zartbesaitete Topographen meinten auch, daß der Name des Weingarterbaches zutreffender sei als der im Volke altüberlieferte der "Dreckwalz", und haben diesen - in der Mundart bis heute lebenden stark bildhaft geprägten - Namen aus der Landkarte getilgt.

Wandert man die Hügel hinan, so kann man aufs angenehmste mit einem Blick auf eine Burg oder auf ein lieblich in einer Talmulde gelegenes Dörfchen belohnt werden. Friedrich Ratzel erinnert sich: "Das ist die Aussicht, die den Bauer freut: der Blick auf sein Dorf, wo seine Heimat im engsten Sinne ist, dessen Dächer mit den darüberhinausragenden dunklen Birn- oder hellen Nußbäumen er kennt. Ist es nicht natürlich, daß man den Blick aufs Liebste, was man hat, jedem anderen vorzieht?... Die Dörfer sind bei uns klein und liegen immer an den Straßen und Bächen, meist dort, wo die einen zu den andern herabsteigen, recht versteckt in der Tiefe ... nur die Kirchtürme blicken über die Wellen hinüber, so daß sich von ihren Spitzen aus wohl die Pfarrherren einen schönen guten Tag wünschen können ... "7).

In den stillen Tälern des Kraichgaues zeichnen schmale Bäche Mäander - die Wasserbautechniker finden sie ob ihres geringen Gefälles uninteressant und haben ihnen deshalb die Betonlaufbahn erspart. So ist die Landschaft des Kraichgaues nicht etwa langweilig, obgleich sich die Hügelwellen ständig wiederholen und diese Täler nicht so überwältigend sind wie in den Alpen, im Schwarzwald und im Odenwald. Es ist aber immer wieder gerade das Moment der Überraschung, das dem Auge am meisten Entzücken bereitet im Kraichgau, dem Land der lieblichen Hügel. Wer bildhafte Vergleiche liebt, kann im Odenwald und Schwarzwald kräftige Atemzüge des Schöpfers sehen, während der Kraichgau zwischen zwei schöpferischen Ekstasen, in einer Verschnaufpause sozusagen, entstanden sein mag. Aber die bescheidenen Täler des Kraichgaues - "der Landschaft der stillen Reize", wie es der Historiker Willy Andreas aussprach — haben etwas von einer eigenartig verborgenen Schönheit, besonders wenn sich die Waldränder und Raine im Herbst zu färben beginnen. schäumt über die schwingenden Hügelrücken im zeitigen Frühling der Blütenzauber der Obstbäume und Heckensträucher. Goethe fand auf seiner Schweizerreise 1797 die Laubwälder "artig", und Friedrich Metz sprach angesichts der terrassierten Kraichgaulandschaft im Weinland beim Blick über die Feld- und Weinbergterrassen des Zeuterner "Himmelreiches" geradezu von einem "toskanischen Land". Friedrich Hölderlin endlich sang:

"In deinen Thälern wachte mein Herz mir auf

Zum Leben, deine Wellen umfiengen mich, Und all' der holden Hügel, die dich kennen, Wanderer, ist keiner fremd mir — . . . " Dazu stehen Josef Weinhebers Verse lebendig vor uns, wenn wir das heitere Bild der Kraichgauer Wellentäler von der Höhe des Bergfrieds der Ravensburg bei Sulzfeld, dem Stammsitz der Freiherrn von Göler, sehen:

"Ein Streifen Mais, ein Streifen Klee, Kartoffelfurchen je und je, und Acker braun und Acker rot, im gelben Mittag reift das Brot. Der Wiesenweg gebändert weiß, ein Streifen Klee, ein Streifen Mais, und Wegerich und Rittersporn, im gelben Mittag rauscht das Korn . . ."

Grün ist dieses Land nur im Frühling, wenn sich die Saaten im Winde wiegen, wenn die Wiesen und der Wald sich wieder beleben. Bunter ist das Bild des Herbstes, im Sommer dagegen ist das Land gelb und braun von der Farbe des Bodens und des Strohs und der Ähren. Das Lößland ist so voll Licht und Wärme, weil der Wald nur noch in Parzellen vorhanden ist und nur die Hügel abgelegener Gemarkungsteile krönt. Mag das grelle Licht, das von den weißgelben Lößäckern zurückgeworfen wird, dem Auge des Städters weh tun, mag mancher, der im Gebirge daheim ist oder in der weiten Stromebene Norddeutschlands, dem die wellenförmige Kraichgauer Hügelwelt des Hebens und Senkens, das Bild der von einer langen Dünung bewegten See in Erinnerung ruft, die Kraichgauer Landschaft des ewigen Auf und Ab, dieses Gleichmaß von Tal und Hügel langweilig finden - er sollte nur einmal Friedrich Ratzels "Glücksinseln und Träume" mit der an Adalbert Stifter geschulten Sprache lesen -, dem Bauern im Kraichgau ist sein Lößland ein paradiesisch Land, wo Milch und Honig fließt.

So bietet sich die Kraichgaulandschaft dar als ein wenig bewaldetes, liebliches Hügelland mit fruchtbarem, aber schon lange bearbeitetem Kulturboden. Bei der geringen Meereshöhe des Kraichgaues (die höchste Erhebung ist der Steinsberg unweit von Sinsheim mit 333 m Höhe) setzt sich das milde Klima der Rheinebene nach Osten fort. "Im Vergleich zum Schwarzwald und zum Odenwald ist das Klima des Kraichgaues ein günstiges warmes Beckenklima mit mäßigen Niederschlägen" schreibt Josef hüsen8). Unser Kraichgau ist uraltes Siedlungsland und war seit eh und je Durchgangsland zwischen Oberrhein und Schwaben, West und Ost, weil er den Straßen Möglichkeiten bot, die im Schwarzwald wie im Odenwald nicht vorhanden waren. Die offenen Kraichgauer Täler lagen willig da, diese so sanften Hügelwellen boten keine Schwierigkeiten als passierbare Lücke zwischen den Gebirgen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes.

Die Landschaft nun ist ein von der Natur Gegebenes; ihre Geschichte aber ist ein Stück Wandel, Wechsel und Entwicklung. Die Geschichte unserer Kraichgaulandschaft ist eine bewußte Kulturarbeit der Menschen. Vor allem gilt es, altes und junges Siedlungsland, seit der jüngsten Steinzeit bewohnte und bebaute sowie mittelalterlich gerodete Flächen zu unterscheiden. Von alters her sind immer wieder Völker und Kulturgruppen in das wellige Kraichgauer Hügelland, in diese Lücke zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgszügen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes eingewandert und haben hier günstige Siedlungsplätze im fruchtbaren lößüberkleideten Lande gefunden. Dies zeigen uns deutlich die reichen frühgeschichtlichen Funde aus allen Perioden; neben der hessischen Wetterau, dem Neckarland, dem Elsaß, dem linksrheinischen Rheingau und dem Nördlinger Ries zählt der Kraichgau mit zu den an stein- und bronzezeitlichen Fundstätten ergiebigsten Gebieten ganz Süddeutschlands. Nicht von ungefähr wurde der älteste datierbare Menschenfund überhaupt, der Unterkiefer des "Homo Heidelbergensis", in den Sanden einer verlassenen Neckarschlinge bei Mauer nördlich von Sinsheim ausgegraben, und das jungsteinzeitliche Dorf



Das Schloß zu Eichtersheim

Foto: G. Umminger

auf dem Michaelsberg bei Bruchsal ist für eine ganze Kulturgruppe des Neolithikums namengebend geworden: für die "Michelsberger Zivilisation".

Robert Gradmann, der Altmeister der süddeutschen Landeskunde, hat durch sein Hauptwerk "Süddeutschland" (I. und II. Band, 1. Auflage, Stuttgart 1931; unveränderter fotomechanischer Nachdruck Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1956) mit der "Steppenheidetheorie" die siedlungsgeschichtlichen Besonderheiten in der Unterscheidung der Landschaften mit "Steppenheiderelikten" - darin sah er die frühbesiedelten, waldfreien, offenen Altsiedelräume - im Gegensatz zum jüngeren Rodungsland, herausgearbeitet. Gerade unsere Kraichgauer Heimat wurde mit von Robert Gradmann und seinem Nachfolger auf dem geographischen Lehrstuhl an der Universität

Erlangen, Friedrich Metz, als beispielhafte Altsiedellandschaft herausgestellt. Kraichgau war sowohl Vorzugsraum der vorgeschichtlichen Besiedlung als auch der alemannischen Landnahme. Die Landschaften ohne "Steppenheidevorkommen" wurden ausnahmslos später, zumeist erst im Mittelalter, besetzt und in Kultur genommen. "Im alten Siedlungsland machen wir die reichen Bodenfunde, die uns darüber belehren, daß seit der jüngeren Steinzeit Bauern im Südwesten gesiedelt haben", schrieb Friedrich Metz9). Wohl hatte schon Wilhelm Heinrich Riehl die Unterschiede altbesiedelten Landes und mittelalterlichen Rodungslandes erkannt mit dem grundverschiedenen sozialen und politischen Wesen dieser Räume, aber erst Robert Gradmann zeigte die eigentlichen Ursachen dazu auf, die in einem anderen, trockeneren Klima der Urzeit und der daran gebundenen Besiedlung zu suchen sind. Die frühe Besitzergreifung durch den Menschen hat eine Wiederbewaldung der offenen Räume verhindert. Auch ein so erfahrener Forstmann wie Hans Hausrath kommt in kritischen Erörterungen zu dem Schluß: "Der Kern der Gradmannschen Lehre bleibt, glaube ich, doch zu Recht bestehen, daß nämlich die erste Siedelung von waldfreien Flächen ausging"10). Umstritten wurde Gradmanns These, als mit der Pollenanalyse ein neuer frühgeschichtlicher Forschungszweig aufkam, der die nacheiszeitliche Vegetations- und damit auch Klimageschichte in zunehmendem Maße erhellen konnte. Die auf diese Weise erschlossene, nacheiszeitliche Waldentwicklung ist durch Franz Firbas wesentlich zusammengefaßt worden¹¹). Dabei geht Firbas' Darstellung vor allem auf die Gradmannsche "Steppenheidetheorie" und deren Vertreter - zu denen besonders Friedrich Metz durch seine im Kraichgau gewonnenen Erfahrungen zählte - ein. Es verdient dabei ganz besondere Beachtung, daß Firbas erneut — bei aller Kritik, die Gradmann widerfuhr, vor allem eben von Forschern, die mit der besonderen Landesnatur Süddeutschlands nicht so eng vertraut waren zu dem Ergebnis kommt: "Eine Entscheidung zwischen den verschiedenen Siedlungstheorien gestatten aber die vegetationsgeschichtlichen Feststellungen nicht. Stellt man sich auf den von Gradmann in seinen späteren Schriften eingenommenen Standpunkt, daß bei der Besiedlung jeder Zustand der Vegetation, die sich im Vergleich mit den Wäldern der Gegenwart um eine Kleinigkeit Steppenzustand mehr dem nähert, zu einer Bevorzugung der Altsiedlungsgebiete schon wegen ihrer ein wenig offeneren, d. h. etwas häufiger von kleinen Waldlücken durchsetzten Vegetation führen mußte, so gerät man mit den Ergebnissen der Waldgeschichte nicht in Widerspruch"12). Und wenn Otto Schlüter in seinem bedeutenden Werk "Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit", Erstes Heft 1952, in den Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 63, S. 44, aussagt: "Steppenheiden und Steppenwälder gab es während der Wärmezeit sicherlich mehr als während der Nachwärmezeit und in den altbesiedelten Gebieten immer mehr als in den jungbesiedelten", so wissen wir, daß Gradmann wohl von Anfang an und nach ihm auch Friedrich Metz nichts anderes behauptet haben! Auf süddeutschem Boden gelangte Robert Gradmann aus eingehender lokaler Forschungstätigkeit zu seiner Erkenntnis des Gegensatzes frühgeschichtlicher Siedlungsplätze und jungen Rodungslandes. Wenn uns Friedrich Metz immer wieder im Gelände - nicht zuletzt in unserer und seiner Kraichgauer Heimat — diese Tatsachen vor Augen führte, so bleiben Ernst Wahles Worte ganz im Sinne von Metz, für unsere eigene landes- und volkskundliche Arbeit richtungsweisend: "Es ist um die Jahrhundertwende die ganz persönliche Leistung von Robert Gradmann gewesen, durch die Zusammenführung von Ergebnissen und Problemen etlicher Disziplinen der historischen Geographie eine neue Basis gegeben zu haben. Die Zustimmung und der Widerspruch, welche der Versuch fand, ,das mitteleuropäische Landschaftsbild seiner geschichtlichen Entwicklung' zustellen, bekundeten die anregende Kraft, welche von dieser Konzeption ausging, und die, unbeschadet etlicher Einschränkungen und Korrekturen, von Gradmann in ihrem Grundgedanken hat aufrecht gehalten werden können"13).

"Die vorgeschichtliche Besiedlung erstreckt sich über sämtliche Gäulandschaften ohne Ausnahme und durch alle Perioden... Schlagend ist namentlich auch der Gegensatz der altbesiedelten Gäulandschaften zum jungbesiedelten Schwarzwald und Odenwald. Die Gegensätze der Flora, der Besiedlungsgeschichte, der Siedlungsformen und Ortsnamen decken sich hier haarscharf mit der Grenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk . . . Die römische Besiedlung der agri decumates', wie das Neckarland hieß, hat zunächst auch wieder die alten Kulturflächen in Besitz genommen . . . Die alemannische Landnahme des 3. Jahrhunderts hat sich ganz einfach an das vorgefundene Kulturgebiet gehalten, und dabei blieb es noch längere Zeit; die sehr zahlreichen alemannischen Reihengräber liegen ausschließlich auf römischem Kulturboden, Soweit nun die Reihengräber reichen ... finden wir heute allgemein große geschlossene Dörfer in weiten Abständen, mit Gewannfluren und mit der ganzen so tief einschneidenden Verfassung des Gewanndorfs. Auch ihre altertümlichen Namen mit der Endung ingen und heim weisen auf eine frühe Entstehung. Nirgends in ganz Deutschland sind die Ortsnamen auf ingen so häufig wie im Neckarland"14). Groß ist denn die Zahl an siedlungsgeschichtlich ältesten Orten. Namen auf -ingen oder -heim enden. Die Urkunden des achten bis neunten Jahrhunderts stimmen mit dem fränkischen Grafschaftsbezirk Kraichgau überein, der neben dem Neckarland, dem Elsaß und dem linksrheinischen Rheingau noch das größte offene Siedlungsgebiet der frühen Landnahmezeit in Südwestdeutschland war. "Auch hier ist der Zusammenhang zwischen den Ortsnamen auf -heim/-ingen und den Reihengräberfunden unverkennbar, zwischen der Römerstraße Stettfeld-Cannstatt, die, entlang dem Kraichbach oder in seiner Nähe hinführend, die Landschaft in Nordwest-Südostrichtung durchschneidet, und einer Gruppe alter Siedlungen; ebenso findet sich entlang dem Saalbach, etwa von Bruchsal bis Bretten/Knittlingen eine Großzahl ältester alemannisch/fränkischer Niederlassungen auf kleinem Raume zusammen.



Die Klosterkirche des Zisterzienserklosters Maulbronn Foto: G. Umminger

Gräberfelder zu Eichtersheim und Bruchsal wurden von archäologischer Seite bereits ins 4./5. bzw. Ende 5. Jahrhundert datiert"15). Die fränkische Herrschaft über die Alemannen ist auch dem Kraichgau zum Schicksal geworden. Sicherlich war die Grenzziehung von der Oos und Murg zur Hornisgrinde und weiter östlich bis etwa dem Hohenasperg bei Ludwigsburg und der Höhe von Ellwangen zwischen Franken und Alemannen maßgeblich von dem Wunsche der Franken bestimmt, gerade den ackerbaufreundlichen. waldarmen und lößbedeckten Kraichgau noch in ihren unmittelbaren Herrschaftsbereich einzubeziehen. Darüber hinaus bot der Kraichgau ja noch die günstigste Gelegenheit, auf raschestem und unbeschwerlichstem Wege vom Oberrhein nach Schwaben zu gelangen. Durch den Hausmaier Pippin den Alteren wurde das seit den Tagen des Frankenkönigs Chlodwig und des Ostgotenkönigs Theoderich in mehr oder minder lockerem Staatsverbande dem Frankenreich angehörende Alemannien in den Jahren 742 bis 746 gleichsam ein zweites Mal dem Frankenreich einverleibt, indem nicht nur das alte alemannische Stammesherzogtum beseitigt, sondern auch die alemannische Gaugliederung durch fränkische Gaugrafschaften ersetzt wurde. Auf die bisherigen alemannischen Gaugrenzen nahm man dabei bewußt keine Rücksicht, sondern teilte das Land nach ganz neuen militärischen, gerichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten ein. Die alten alemannischen Gaunamen blieben zwar als im Volk fest verwurzelte Landschaftsbegriffe erhalten, dienten damit aber lediglich der geographischen Ortsbestimmung. In karolingischer Zeit hatte der Kraichgau dann gemäß der fränkischen Gaubegrenzung Anteil am Lobdengau mit Wiesloch; daran schloß sich der Elsenzgau an mit Sinsheim und dem Vorort Wimpfen. Nach Süden folgte der damals enger gefaßte eigentliche Kraichgau, das Land zwischen Kraichbach und Saalbach bis zum Rhein mit Bruchsal, Bretten und Eppingen¹⁶). Diese ursprüngliche Gaueinteilung erhielt dann eine außerordentlich große Bedeutung für die später erfolgende kirchliche Abgrenzung der Bistümer. Hierbei kamen der Elsenz- und Lobdengau an Worms, während der Kraichgau an Speyer angeschlossen wurde. Der frühere Speyerer Kirchensprengel zeigt dasselbe räumliche Bild wie die Erzbistümer und Bistümer Köln, Trier, Worms, Straßburg und Konstanz, die sämtliche auf der linken Rheinseite wurzeln und sich über den Rhein hinüber ausgedehnt haben. Einer größeren linksrheinischen Ausdehnung des Bistums Speyer standen die älteren Bistümer Metz und Worms im Wege. Gegen Straßburg konnte sich Speyer im nördlichsten Elsaß, im Raum zwischen Selz und Lauter, durch die Inkorporation der gefürsteten Propstei Weißenburg behaupten.

Nach Osten war der Weg dagegen frei über den Rhein und durch den Kraichgau in das Neckarland hinein. Der südliche Odenwald und der nördliche Randstreifen des Kraichgaues waren in den Händen von Worms. Im Raum von Heilbronn und Wimpfen trafen die Bistümer Worms, Würzburg und Speyer zusammen. Von Weißenburg und Speyer her setzte sich das Bistum im nördlichen Schwarzwald fest in den Tälern der Oos, der Murg, bis zur Enge von Forbach und Raumünzach, der Alb, Enz, Nagold und Würm. Das Bistum Spever umfaßte als speyerische Kulturlandschaft auf diese Weise besonders den Ufgau, den Kraichgau, den Enzgau und den Gartachgau. Im Süden bildete gegen das Bistum Konstanz die Murg die Grenze, in Gernsbach z. B. gehörte die heute noch katholische Stadtpfarrkirche dem Speyerer Bischof. Eine speyerische Kirche neben einer konstanzischen befindet sich heute noch in Ditzingen bei Leonberg, während die östlichsten Punkte des Bistums Speyer einst bis Backnang und Murrhardt reichten. Selbst Marbach, Schillers Geburtsstadt, und Neuhausen auf den Fildern waren einst fürstbischöflich-speyerische Orte. Im Bereich des Bistums Speyer lagen die Gebiete der Grafen von Calw und der Markgrafen von Baden, denen Lauffen am Neckar und Besigheim zugehörten. Nicht wenige Vertreter des Kraichgauadels, so die Grafen von Helmstatt, sehen wir auf dem Bischofsstuhl von Speyer und im Domkapitel. Die linksrheinischen Venningen gehören zu den begütertsten Grundbesitzern des Kraichgaues; umgekehrt stammen die Sickingen, die mit der Geschichte der Ebernburg und der Burg Nanstein über Landstuhl verbunden sind, aus dem Kraichgau. Im Speyerer Kirchensprengel lagen die Klöster und Stifte Hirsau, Gottesaue, Herrenalb, Frauenalb, Lichtental, Maulbronn, Sinsheim, Odenheim, Mühlbach, Oberstenfeld und Backnang auf der rechten Rheinseite¹⁷). Drei Klöster wurden vor allem schon in

früher Zeit für den Kraichgau bedeutend. Das ist zunächst das bekannte Zisterzienserkloster Maulbronn, welches im jungen Kulturland der nur schwer zu bearbeitenden Keuperböden im Strom- und Heuchelberggebiet die Bergwälder rodete. Maulbronn ist als die besterhaltene mittelalterliche Klosteranlage Deutschlands in aller Welt bekannt. Dagegen ist die im Jahre 1122 gegründete ehemalige Benediktinerabtei Odenheim fast in Vergessenheit geraten, und nicht viel besser erging es dem laut ausführlicher Stiftungsurkunde vom 6. Januar 1100 bewilligten Benediktinerkloster auf dem Michaelsberg bei Sinsheim. Die Lage der Klosterkirche nördlich der Stadt auf einem steil ansteigenden Muschelkalksporn, eben dem heutigen Michelsberg, in dessen Nähe ein merowingisches Reihengräberfeld des 6./7. Jahrhunderts angeschnitten wurde, ist kennzeichnend für die ältesten Landkirchen unseres engeren heimatlichen Kraichgauer Raumes; ihr Alter bezeugt auch der Patroziniumsheilige, dessen Verehrung in Gotteshäusern, die sich an eine vorchristliche Kultstätte anlehnen, in Südwestdeutschland häufig beobachtet werden kann: Sankt Michael, der Bergheilige des Frühmittelalters. Jedenfalls liegen die Michaelsberge bei Riegel am Kaiserstuhl, Gundelsheim im Neckartal, Cleebronn im Zabergäu und der schon eingangs erwähnte Michaelsberg bei Bruchsal durchweg im alten offenen Siedlungsland, im Lößgebiet. Der streitbare christliche Erzengel Sankt Michael trat überall anstelle des altgermanischen Kriegsgottes. Papst Gregor I. hatte den Missionaren ja nahegelegt, christliche Kultstätten an die Stelle der heidnischen zu setzen und christliche Heilige an die Stelle der alten Götter. In dem Sinsheim benachbarten Odenheim geben die abgerundete und umfangreiche Urmark, ein größerer Reihengräberfriedhof des 6./7. Jahrhunderts und die mehrmalige Erwähnung im Lorscher



Der Speyrer Dom blickt herüber in den Kraichgau Foto: G. Umminger

Codex seit dem Jahre 769 eine Bestätigung unserer Ausführungen. Dazu kommt noch — unsere Darlegungen bestärkend — das Sankt Michaelspatrozinium der hochgelegenen Odenheimer Pfarrkirche, neben dem Petrusund Paulus-Patrozinium des Benediktinerklosters zu Odenheim. Die Ortsnamenform — ein aus einem Personennamen Odo zusammengesetzter patronymischer Ortsname — hat nichts mit der alten romantisierenden Deutung als "Heim des Odin" zu tun!

Wenn uns aus der Salier- und Stauferzeit der Speiergau als ein Musterbeispiel eines Königslandes geläufig ist, so erkennen wir aber doch auch nach den neuesten historischen Forschungen, daß ebenfalls rechts des Rheines auf den großen Gütern des Fiskus neben den Königshöfen Kirchen, die dem König gehörten, entstanden. Auf den Besitzungen der Großgrundbesitzer in Gestalt der fränkischen Edlen erhoben sich dann

auch schon bald eigene Kapellen und Kirchen. Als Beispiele sehr früher königlicher Eigenkirchen im rechtsrheinischen Gebiet seien Heilbronn und Osterburken angeführt. In den Familien der Zeizolf-Wolfram und der Grafen von Lauffen-Henneberg sind dann die Träger der hochmittelalterlichen Pfarrorganisation im Kraichgau zwischen Rhein und Neckar zu sehen.

Lößbedeckung, Waldarmut und uralte Besiedlung gehören im Kraichgau zusammen, und es gibt wenige deutsche Landschaften, die von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart der Schauplatz menschlicher Kulturtätigkeit und Siedlung in solchem Ausmaß waren, wie es im Kraichgau der Fall ist. Wechselvoll und eng mit den Geschicken der Kraichgaulandschaft verbunden, in der sie eingebettet liegt, ist demnach auch die über 1200jährige Geschichte Sinsheims, welches im Jahre 774 das erste Mal im Güterverzeichnis des Klosters Lorsch, dem Codex Laureshamensis18), als "Sunnisheim" genannt wird. Reiche vorgeschichtliche, römische und fränkische Funde weisen Sinsheim als uraltes Siedlungszentrum des oberen Elsenztales aus. Bald schon wird das Frankendorf Sinsheim Sitz des Gaugrafen des Elsenzgaues, und Graf Zeizolf erhält bereits 1067 von Kaiser Heinrich IV. das Markt- und Münzrecht. womit eine Stadtgründung in der Talaue neben dem alten Dorf Sinsheim verbunden ist; "... infra predium suum in villa Sunnisheim"19) heißt es in der Verleihungsurkunde. So ist die Grafenburg, ein Wasserschloß auf dem Talboden der Elsenz - die ältesten Adelssitze im Kraichgau waren allesamt keine Hoch- sondern Tiefburgen -, der Ausgangspunkt für die Stadtgründung geworden, aber nicht etwa das alte Frankendorf. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir den Grafensitz im heutigen Stadtteil "In der Burg" suchen. Der bekannte Merianstich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts weist noch den runden Burgturm, damals als "Die alte Burg" bezeichnet, auf. Heute ist

von dieser Wasserburg nichts mehr vorhanden. Nur der trutzige Stiftsturm steht beherrschend auf dem Michaelsberg und kündet heute noch von der Macht des ehemaligen Benediktinerklosters und späteren freien adligen Kollegiatstiftes, welches die Erbschaft der Grafen im Elsenzgau antrat, obwohl Sinsheim bereits im Jahre 1108 eine freie Reichsstadt geworden war, ohne allerdings große Bedeutung erlangen zu können. Die Stadt Sinsheim lag eben immer im Banne des mächtigen Benediktinerklosters, und die Hemmungen, die die Stadt durch das spätere Ritterstift erfuhr, die ständigen Auseinandersetzungen, waren die Ursache dieser Stagnation. So teilte denn Sinsheim bald schon das Schicksal so mancher anderen freien Reichsstadt des deutschen Südwestens und wurde 1219 erstmals vom Kaiser an Fürsten verpfändet. Es wechselte noch öfters den Besitzer, war mehrmals badisch-durlachisch und kurpfälzisch, wurde weitergereicht an die Ritter von Hirschhorn und Gemmingen, je nachdem die jeweiligen Inhaber gerade Geld brauchten oder die Stadt wieder einlösen konnten. Seit dem Jahre 1362 gehörte Sinsheim endgültig zur Kurpfalz und lag im Bereich der kurpfälzischen Kellerei Hilsbach.

Auch die Geschichte der Stadt Unteröwisheim, wo im Kirschenparadies des Kraichgaues die "Kerschdekipper" zu Hause sind, wurde schon immer in den vielfältigen historischen Wechselgängen von der geographischen Lage im Kraichbachtal an der offenen Durchgangsstraße von der Pfalz gen Württemberg bestimmt. In einer Urkunde des Grafen Otto von Eberstein heißt der Ort Owensheim. Anno 1265 verkaufte Heinrich von Hausen, einer der Vasallen der Ebersteiner, einen Teil des Zehnten zu Unteröwisheim an das Kloster Maulbronn und bereits im Jahre 1277 erwarb das hier interessierte Speyerer Hochstift den großen Zehnt zu Unteröwisheim. Der Ebersteinsche Anteil am Weinzehnten in Unteröwisheim

kam auf dem Kaufwege ebenfalls an das Kloster Maulbronn. "Es hat Graf Hanns von Eberstein den Weinzehnten an der offenen Straße des Dorfes Unter-Oewisheim. vor den Schuldheißen, dem Richter der Gemeind daselbst mit Hand und mit Halm uffgeben, den München zu Maulbronn und ihren Nachfolgern". 1747 erwarb Kloster Maulbronn gegen Abtretung von Zaisenhausen, Gölshausen und Sprantal auch noch die andere Hälfte von Unteröwisheim von der kurpfälzischen Landesherrschaft; mit dem Kloster Maulbronn kam so ganz Unteröwisheim als "Schlüssel zur Pfalz" an Württemberg, bei dem es verblieb, bis es 1806 an Baden kam20). Hieß es in der territorialen Auseinandersetzung um Unteröwisheim "Hie Pfalz — Hie Württemberg", so weist die Entwicklung der Gebiete des Hochstiftes und Domkapitels Speyer wie der inkorporierten Chorherren- und Ritterstifte in dieselbe Richtung wie die vorher schon erwähnte Raumwirkung des einstigen Speyerer Kirchensprengels: über den Rhein hinweg und durch den Kraichgau bis ins Neckarland. Mit der Verleihung der Lußhardt und des früheren Königshofes Bruchsal²¹) im Jahre 1056 durch Kaiser Heinrich III. an den Bischof von Speyer wurde der eigentliche Grundstein für diesen großen rechtsrheinischen Besitz gelegt. Sein Wert bestand vor allem in den neuntausend Hektar umfassenden Wäldern, in den Getreidefluren, Obst- und Weinbaugebieten des Bruhrains und des Kraichgaues. Die rechtsrheinischen Gebiete des Speyerer Hochstiftes wurden durch das Vizedomamt Bruchsal und das Oberamt Kislau verwaltet. Hinzu kam der Besitz des Domkapitels mit einer Reihe von Kraichgaudörfern und das Ritterstift Odenheim - in das das ehemalige Benediktinerkloster umgewandelt war -, das sich aber seit 1507 in Bruchsal befand und über einen ansehnlichen Landbesitz verfügte. Außerste Punkte, in denen sich weltliche Besitzungen der Bischöfe von



Gedenkstein Knaudenheim-Huttenheim

Foto: G. Umminger

Speyer befanden, waren Gernsbach im Murgtal, Neckarsteinach und die Orte Neuhausen auf den Fildern und Pfauhausen am Neckar bei Eßlingen sowie das zum Benediktinerkloster Odenheim gehörende Großgartach bei Heilbronn.

Mit der Verlegung des Bischofssitzes aus der Reichsstadt Speyer nach Udenheim-Philippsburg und schließlich nach Bruchsal verlagerte sich das Schwergewicht des Fürstbistums Speyer immer mehr auf die rechte Rheinseite. Philippsburg — das früher Udenheim hieß — erhielt nach dem Fürstbischof Philipp von Sötern seinen neuen Namen, und Huttenheim nach dem Kardinal Franz Christoph von Hutten. Diese Siedlungen halten ganz besonders die Erinnerung an Speyer lebendig. Denn Kardinal Franz Christoph von Hutten siedelte die Be-

völkerung des alten Dorfes Knaudenheim, das den ständigen Rheinüberschwemmungen immer wieder zum Opfer fiel, auf das sichere Hochgestade um und gab dem neuen Platz dann seinen Namen: Huttenheim!

Das großartigste Denkmal aber haben die Fürstbischöfe von Spever sich mit ihrer Residenz Bruchsal geschaffen. Dieses Juwel des Barock und Rokoko hat im letzten Krieg schwerste Zerstörungen erlitten, doch ist der Wiederaufbau erfreulich. Unbeschädigt blieb die Kirche Sankt Peter über Bruchsal, von Balthasar Neumann als Grabkirche für die Fürstbischöfe erhaut. Dort befinden sich die prunkvollen Grabdenkmäler der Bischöfe Franz Christoph von Hutten, Damian von Schönborn, August von Limburg-Styrum, und in der Gruft ruht der letzte Fürstbischof Wilderich von Waldersdorf Erhalten blieb auch das Belvedere über Bruchsal und die Eremitage von Waghäusel. Nicht zuletzt findet die Geschichte dieses geistlichen Fürstentums im katholischen Bekenntnis der Bevölkerung seinen Niederschlag.

Hatte der vordere Kraichgau territorialgeschichtlich noch ein verhältnismäßig einfaches Aussehen - indem im wesentlichen das Hochstift Speyer, die Kurpfalz, am äußersten Südrand auch Baden-Durlach beteiligt waren, so war das Bild des hinteren Kraichgaues, der einstmals zu einem großen Teil den vom mittleren Neckartal herkommenden Kraichgaugrafen von Lauffen gehört hatte, viel zersplitterter. Neben speyerischen. pfälzischen, württembergischen, katzenellenbogischen Gebietsteilen traf man hier auf ein größeres, freilich auch von zahlreichen fremden Splittern durchsetztes Gebiet der Kraichgauer Ritterschaft. Dieses Bild war um 1500 noch viel mannigfaltiger, als es beim Ausgang des alten Deutschen Reiches 1806 der Fall war. Sebastian Münster, der bekannte Kartograph des sechzehnten Jahrhunderts, drückt diese Verhältnisse in leichter Übertreibung so aus, als ob der Kraichgau fast ganz den Adelsgeschlechtern

gehört hätte, wenn er in seiner "Cosmographie universalis, Mappae Europae etc.", Frankfurt 1537 feststellt, daß der Kraichgau dann fast der edelleut ist"22). Die vielfach in Lehensverhältnissen zur Kurpfalz, dann auch zum Hochstift Spever stehenden Kraichgauer Reichsrittergeschlechter hielten sich sehr oft in mehrere Linien zersplittert in diesem Gebiet. Zu den bekanntesten der einst 67 Adels-Geschlechter gehörten die Gemmingen, Mentzingen, Helmstatt, Venningen, Remchingen, Sickingen, Göler von Ravensburg, Flehingen, Berwangen, Neipperg, Massenbach, Ehrenberg und auch die Herren benachbarter Landschaften, wie die Hirschhorn und die Landschad von Steinach, So ist der östliche Kraichgau Adelsland, und allenthalben grüßen uns die Wasserschlösser, aber auch manche Höhenburgen. Der reichsfreie Adel war im Ritterkanton Kraichgau zusammengeschlossen, der sein stattliches Verwaltungsgebäude in Heilbronn hatte. Der bedeutendste Vertreter dieser reichsritterschaftlichen Herren des Kraichgaues war Franz von Sickingen; das Stammschloß dieses "uhralt Wohl Edel und Ritterlichen Geschlechtes" zählte neben dem Ansitz der Herren von Mentzingen zu den größten und interessantesten Wasserburgen des Kraichgaues. Das Wasserschloß der Herren von Mentzingen wurde noch in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 ein Opfer sinnloser Zerstörung, Verschwunden ist in dem Ort Sickingen auch die Tiefburg dieses großen Geschlechtes. Dagegen birgt das kleine St. Magdalenenkirchlein, das auf einem Muschelkalksporn im Schatten einer alten Linde thront, wertvolle Grabdenkmäler des Geschlechtes derer von Sickingen. Seine rheinische Heimat hatte Franz von Sickingen ja gerade die Idee mitgegeben, daß jetzt das Kaisertum und mit ihm das Reich am Rhein neu aufgehen müsse. Diese Bindung an die heimische Landschaft darf nicht übersehen werden, wenn wir nach dem Wesen Sickingens forschen. Ein Ritter im



Idyll2 aus Zeutern in den 50er Jahren

Foto: G. Umminger

Osten oder im Norden konnte nie die so überwältigende Idee des Reichsgedankens erleben, wie der im Südwesten des Reiches in den einstigen Stammlanden des Staufertums - verwurzelte Franz von Sickingen. Die alte Stauferstadt Wimpfen teilte das Schicksal so vieler Reichsstädte des Südwestens und verfiel in einen Dornröschenschlaf. Als hessische Staatsinsel an der Grenze von Baden-Württemberg gelegen, führte Wimpfen 150 Jahre lang verwaltungsmäßig ein Sonderdasein, nachdem die Reichsstadt Wimpfen mit den ebenfalls fränkischen Reichsstädten Heilbronn und Hall zum Schwäbischen Kreis gehört hatte, ein Beweis dafür, daß dieser durch die Länderreform Kaiser Maximilians geschaffene Reichskreis aus natürlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten heraus weit nach Norden ins Fränkische reichte. Ein stattlicher Waldbesitz von 150 Hektar erinnerte bis vor einigen Jahren in der im Vorland der Strom-

berglandschaft gelegenen Weinbaugemeinde Kürnbach an die recht eigentümlichen Kondominatsverhältnisse, als das Dorf noch gemeinsamer, ungetrennter Besitz mehrerer Herrscher war, und zwar zuletzt über ein halbes Jahrtausend der Regenten von Hessen beziehungsweise deren Sternenfelser Lehensleute und der Herren von Württemberg und anschließend der Großherzöge von Baden und des Hauses Hessen-Darmstadt im Volksspott hier auch "Darm-Hessen" genannt! Bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts erhielt sich dieses Kondominat, das im Gegensatz zu anderen derartigen Gebilden sogar die Stürme der napoleonischen Zeit überdauerte. Damals war Kürnbach zu zwei Drittel hessisch und zu einem Drittel württembergisch bzw. später badisch. Die Markung blieb grundsätzlich ungeteilt, es gab also keinen geschlossenen hessischen oder württembergischen bzw. später badischen Markungsteil, die Landeszugehörigkeit der

einzelnen Parzellen richtete sich vielmehr nach der Staatszugehörigkeit des Besitzers. Wenn ein badischer Kürnbacher seinen Acker an einen hessischen Kürnbacher verkaufte, dann lag dieser plötzlich auf hessischem statt bisher badischem Boden und brachte nun "hessische" Kartoffeln. Badische und hessische Häuser standen in Kürnbach unmittelbar nebeneinander. Denn auch die Häuser des Ortes waren nicht etwa straßenweise, sondern völlig wahllos unter beide Ortsherren verteilt. Bezog ein hessischer Kürnbacher ein zur badischen Ortsherrschaft gehörendes Haus, wurden er und seine Familie automatisch waschechte "Gelbfüßler", wie man die Badener neckender Weise nannte. Ein Wohnungswechsel genügte also in diesem einmaligen Kuriosum zu Kürnbach, um die Staatsangehörigkeit zu ändern. Selbstverständlich hatte man auch zwei Bürgermeister. einen hessischen und einen badischen. Die stimmfähigen Einwohner wählten sechs Mitbürger, und zwar drei hessische und drei badische, von denen wiederum die Staatsregierungen beider Länder zwei zu Bürgermeistern ernannten. Die zwei Bürgermeister regierten jedoch nicht gleichzeitig. Vielmehr amtierte der Bürgermeister, der die meisten Stimmen auf sich hatte vereinigen können, zuerst drei Jahre lang, dann regierte der andere drei Jahre. Doch stand jeder Bürgermeister seiner Gemeindekasse unabhängig von dem anderen vor. Der regierende Bürgermeister hatte zusätzlich noch die Leitung der Kondominatskasse. Trotz diesen recht eigentümlichen Rechtsverhältnissen fühlten sich die Kürnbacher zur Zeit des Kondominats wohl und lebten friedlich. Zumindest die hessischen Kürnbacher brauchten nicht Soldat zu werden, denn Hessen hob in seinen Häusern zu Kürnbach keine Rekruten aus. Auch war Kürnbach geradezu ein Steuerparadies. Weder Baden noch Hessen erhoben in Kürnbach irgendwelche Landessteuern, und so waren die badischen und hessischen Kürnbacher von Kaufakzise, Bier-

steuer, Weinsteuer, Fleischsteuer, Erbschaftssteuer und Hundesteuer befreit. Daß die hessischen Kürnbacher nicht zum Landtag wählen durften, weil sie keine Staatssteuer zahlten, störte weiter niemanden, ganz im Gegenteil, unter allerlei Vorwänden versuchten immer wieder Auswärtige das Bürgerrecht des Kondominats zu erwerben, wogegen die Kürnbacher sich nur dadurch wehren konnten, daß sie niemanden in den Ort hineinließen, also den Zuzug verweigerten. Als vor rund sechzig Jahren die ersten Gerüchte über eine bevorstehende Auflösung des Kondominats den Ort erreichten, ließen die Kürnbacher nichts unversucht, um sich den hergebrachten Status weiterhin zu retten. Indessen wurde die letzte Entscheidung über ihren Kopf hinweg gefällt; die Gemeinde hat bei diesem Handel nur die Rolle des Objekts gespielt. Durch Staatsvertrag übernahm das Großherzogtum Baden 1905 die Hoheitsrechte über Kürnbach, während der ausgedehnte Waldbesitz von 150 Hektar weiterhin bei Hessen blieb. Vor wenigen Jahren erst wurde durch einen Austausch von Staatswäldern zwischen Baden-Württemberg und Hessen diese letzte hessische Enklave mitten in Baden beseitigt. Aber lebendig geblieben ist im Volksbewußtsein des Kraichgaues die Erinnerung an diese alten Zustände und Verhältnisse23). Seit alters her wollte so jede der unzähligen im Kraichgau Fuß fassenden Territorialmächte - die buntgefleckte Karte des alten Deutschen Reiches zeigt neben dem Hochstift Speyer, den Klöstern Maulbronn, Sinsheim und Odenheim noch die Kurpfalz, Baden-Durlach und Württemberg, nebst der zahlreichen Reichsritterschaft des Kraichgaues selbst, als Herren - aus verkehrsstrategischen Gründen die wichtigen Durchgangsstraßen im Kraichgau an mindestens einer Stelle beherrschen. Konnten die Territorialmächte keine der unzähligen Kleinstädte in ihre Gewalt bekommen, so bauten sie geeignete Dörfer als Sperrfesten aus, wozu neben dem



Alt und Neubegegnen sich hier in Odenheim im schmiedeeisernen Schwanen-Wirtshausschild und der Grotta Azzura-Lichtreklame Foto: G. Umminger

württembergischen Unteröwisheim noch das nahegelegene baden-durlachische Münzesheim und das bischöflich-speyerische Rotenberg zählten. Die Bischöfe von Speyer wurden im Bruhrain Landesherren und machten Bruchsal zu ihrer glanzvollen Residenz. Sie nahmen Waibstadt, Odenheim, Rotenberg, Kislau und Obergrombach in festen Besitz. Die Stadt Bruchsal führt in ihrem Wappen eine silberne Kugel zur Unterscheidung von Speyer und nicht etwa - wie der Volkshumor es ausdrücken möchte - als "Schandfleck" für einen historisch gar nicht vorhanden gewesenen Wald, der angeblich dem so berühmt berüchtigten "Brusler Dorscht" des Grafen Kuno, der historisch auch nicht greifbar ist, zum Opfer fiel. Über den nördlichen Kraichgau richtete frühzeitig die Kurpfalz ihre Herrschaft auf, in Wiesloch, Sinsheim, Eppingen und Hilsbach, aber nicht zuletzt auch in Bretten - der zwischen Kurpfalz und Württemberg heiß umkämpften "Kraichgaupforte" -, Heidelsheim und Weingarten. Der Chronist David Chytraeus - aus Menzingen, dem Sitz eines der ältesten Kraichgauer Adelsgeschlechter gebürtig und seinen guten deutschen Namen Kochhaf dem humanistischen Zug seiner Zeit entsprechend latinisiert - berichtet 1587 davon, wie die Handelsherren trotz der vielen Zollstationen wohl oder übel die Lücke zwischen Odenwald und Schwarzwald benutzen mußten, wenn sie aus Bavern und Schwaben, aus Ostfranken zum Rhein und zur Pfalz hin wollten: "Und ist der Craichgowe Eingang und Schlüssel der Pfaltz, da die Wahren von Venedig, Augspurg und Ulm dadurch auff Frankfurt, wie auch die Posten aus Spanien, Teutsch und Welschen Landen gehen."

Was dem Kraichgau seine einzigartige Stellung im Landschaftsgefüge Südwestdeutsch-

lands gibt, ist eben seine überragende Verkehrsbedeutung. Wir gehen hier auf Hochstraßen der Römerzeit, auf mittelalterlichen Kaufmannswegen und staufischen Heeresund Handelsstraßen; dann auf der Landstraße, welche die erste kaiserliche Überlandpost von Brüssel nach Innsbruck benützte, nachdem sie bei Speyer den Rhein überschritten hatte. An diese Thurn- und Taxissche Post erinnert noch so manches "Adler-Post"-Wirtshaus. Es kam moderne Straßenbau, der seine Krönung im Abschnitt Karlsruhe - Pforzheim - Stuttgart der Autobahn fand, ohne allerdings die kürzlich hervorragend ausgebaute Straße über Bruchsal und Bretten entwerten zu können. Der Kraichgau war stets die Brücke, die von Rheinfranken nach Ostfranken, von der Kurpfalz nach Schwaben führte, und er bedeutet so heute die stärkste natürliche, kulturelle und politische Klammer im neuen Bundesland Baden-Württemberg. Seine gemeinsame kurpfälzische, bischöflich-speyerische, badische und württembergische Vergangenheit verleiht ihm diese besondere Stellung wie auch seine überragende Verkehrsbedeutung.

Der Ravensburger Chronist hielt sich um 1500 darüber auf, daß die Heilbronner und Wimpfener nicht Schwaben heißen wollten, sondern eben "Kraichgauer", denn der Kraichgau liege doch in Schwaben! 400 Jahre später berichtigte ihn der Heilbronner Historiker Moritz von Rauch, die Heilbronner und die Kraichgauer seien natürlich Franken. Seitdem Wilhelm Heinrich Riehl im Jahre 1857 sein berühmtes Charakterbild "Die Pfälzer" veröffentlichte, ist schon viel über die Stammeseigentümlichkeiten dieses Volkstums geschrieben worden. Lobenswertes und Kritisches, Zutreffendes und Falsches. Immer wieder aber haben die Schwaben gespürt, daß sie bei den "Kraichgauern" einer anderen Stammesart begegneten, und gar manche im Volksmund lebendig tradierte Anekdote spiegelt das Mißtrauen, das zwischen den "falschen Franken" und den "saugroben Schwaben" herrschte. A. G. Kolb schrieb darüber: "Es bildete sich darüber im Volk eine feindselige Stimmung heraus. Ihr Untergrund war der alte Stammesgegensatz zwischen Franken und Schwaben, der in unzähligen Neckereien, Schwänken und Geschichten zutage tritt. Die Verschiebung der Landvogteigrenzen, welcher die Francia occidentalis zum Opfer fiel, das schroffe Vorgehen Württembergs, des zeitweiligen Inhabers der Landvogtei und seine Verdrängung aus diesem Paradies territorialer Wachstumsmöglichkeit hatte das feindliche Gefühl gewiß nicht gemildert. Besonders heftig mußte es werden, als es nicht mehr ins Allgemeine sich zu verlieren brauchte, sondern in dem Zwist der Pfalz und Württembergs die konkreten Vorgänge fand, an die es Tag um Tag anknüpfen konnte"24). David Friedrich Sauter, das arme Dorfschulmeisterlein von Flehingen, hat dann gar trefflich den Kraichgau als ein Land des sprachlichen und volksmäßigen Überganges geschildert, wo die Mundart stark pfälzischen Einschlag hat. So ist der "Pfälzer" des Kraichgaues, dessen Art den Übergang vom oberdeutschen zum mitteldeutschen Volkstum darstellt, denn ein Franke im besten Sinn des Wortes. Wenn Wilhelm Heinrich Riehl, der Vater der deutschen Landes- und Volkskunde meint: "... der liebenswürdigste Zug der Pfälzer sei ihr Humor", so zeigen Scherz und Witz denn auch sehr oft den Gegensatz zwischen Stadt und Land und zwischen den Ständen auf. So ist Eppingen als Marktflecken noch keine Stadt, aber auch kein rechtes Dorf mehr. Bis 1924 war Eppingen Bezirksamtsstadt, und trotzdem sind die Eppinger noch recht zahlreich in der Landwirtschaft tätig. "Die reiche Gasse" erinnert bis auf den heutigen Tag daran, daß hier wohlhabende Bauern sitzen, die der "Stadt" noch heute das Gepräge geben und deren Vorfahren einst nach dem Dreißigjährigen Krieg aus der Schweiz eingewandert waren.

Von den rein bäuerlichen Orten der Nachbarschaft werden die Eppinger deshalb "liebevoll" mit dem Necknamen der "Eppinger Halbherren" bedacht. Es gehört mit zum Wesen dieses einfachen, freundlich heiteren. seiner Fachwerkbauten weithin berühmten Kraichgaustädtchens zwischen dem schicksalsdunklen Schwarzwald und dem sagenumwobenen Odenwald, daß die kulturelle Beflissenheit einer gesunden bürgerlichen Schicht sich mit der zähen Bauernart auseinanderzusetzen hat. Der Kreisstadt Sinsheim hat Goethe auf seiner Reise von Frankfurt in die Schweiz 1797 "das Ansehen eines heiteren Landstädtchens" gegeben. Goethe zeichnete in diesem knappen Satz ganz vortrefflich das Lokalkolorit der Sinsheimer Amtsstadt zu dieser Zeit, denn immer war der Kraichgau ein reines Bauernland. Diese ausschließlich landwirtschaftliche Struktur des Kraichgaues und Sinsheims insbesondere kommt auch in der Ortsneckerei "Sinsheimer Wetzstoispucker" zum Ausdruck, Wenn die Amtsstädter im Stadtgraben oder auf ihren Feldern mähten. spuckten sie auf den "Wetzstoi", den Wetzstein zum Schärfen der Sense, anstatt ihn. wie es ein rechter Bauer tat, im Wasser des angehängten "Kumpfes" anzufeuchten.

Lange hat der Kraichgau an seiner Vergangenheit als reines Bauernland festgehalten. Doch mit dem beginnenden 20. Jahrhundert verschoben sich die Akzente gründlich. Die Kulturlandschaft des Kraichgaues empfing durch die Modernisierung und Technisierung der Landwirtschaft neue Impulse. Die Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang kam in Wegfall, und das Prinzip der freien Fruchtfolge wurde eingeführt. Hierzu mußte jedes Grundstück durch Feldwege erschlossen werden, was in umfangreichen Flurbereinigungen auch geschah. Dennoch konnte die in ihren historischen Formen erstarrte Flureinteilung den modernen Anforderungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr genügen. Die Zersplitterung der Grundstücke ist zu

groß, um eine rationelle Bewirtschaftung zu ermöglichen. Daher sah und sieht sich der Staat veranlaßt, die historischen Flurformen zu zerschlagen und mittels der Landsiedlungsgesellschaften an den Peripherien der Gemarkungen neue und großflächige Wirtschaftsparzellen zu schaffen, die, mit modernen Einzelhöfen besetzt, die Gewähr für eine rationelle Bewirtschaftung bieten. So sind die Forderungen unserer Zeit andere geworden. Der Kraichgau ist in unseren Tagen aus seinem bäuerlichen "Dornröschenschlaf" - der schwäbische Dichter Otto Rombach nannte den Kraichgau einmal "ein kaum entdecktes vergilisches Land" - aufgewacht, den er im Schatten der Industrien von Mannheim, Heidelberg, Heilbronn, Bruchsal, Wiesloch, Durlach und Karlsruhe träumte. Mehr und mehr wird das 1200jährige Sinsheim Mittel- und Schwerpunkt eines handwerklich und industriell ausgerichteten Kreises. Dabei wird aber das Antlitz des Kraichgaues als eines Bauernlandes nicht ganz verwischt; man ist auch in dieser Beziehung nur mit der Zeit gegangen und Traktoren und Maschinen ersetzen vielfach die Arbeitskräfte, die in die allenthalben neu angesetzte Industrie abwanderten. Neben dem modernen Rebbau sind Zuckerrübenanbau und Spargel - Bruchsal ist der größte Spargelmarkt Europas geworden in den letzten Jahren! - als wichtigste Sonderkulturen zu nennen, während das Fuchs-Baggerwerk zu Mingolsheim und die "British Nylon Spinners" in Östringen als bedeutendste Industrieunternehmen herausgestellt werden müssen. Ob wohl auch schon Daniel Hartmann aus Mauer von dieser neuen Bedeutung seiner Kraichgauer Heimat etwas geahnt hat, als er am Abend des 21. Oktober des Jahres 1907 nach dem Fund des Unterkiefers des "Homo Heidelbergensis" den in den Volkshumor des Kraichgaues eingegangenen Ausspruch tat: "Heit hawwich de Adam gfunne . . . "

Anmerkungen:

- 1) Ratzel, Fr,: Glücksinseln und Träume. Gesammelte Aufsätze aus den Grenzboten, Berlin 1911.
 - ²) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 68. ³) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 34/35.

4) Findeisen, H. K., Die Landschaft und ihre Entstehung, in, Der Kreis Sinsheim, Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1964, S. 61.

- ⁵⁾ Becksmann, E., Natürliche Grundlagen. Erdgeschichte und Architektur der Landschaft, in, Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim, Band I, Heidelberg und Mannheim 1966, S 24.
 - 6) Becksmann, E., a. a. O., S. 24. 7) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 72/73
- 8) Meyen, E. und Schmithüsen, J., Kraichgau, in, Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands, Zweite Lieferung, Remagen 1955, S. 202.
- ⁹) Metz, Fr., Das Werden des Deutschen Volkes, in dem von Haushofer, K. und Roessler, H. im Propyläen-Verlag, Berlin, herausgegebenen Werk, S. 375.

¹⁰) Hausrath, H., Zur Wald- und Siedelungsgeschichte Deutschlands, in, Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 112, 1936, S. 261.

und Jagdzeitung 112, 1936, S. 261.

11) Firbas, Fr., Waldgeschichte Mitteleuropas, I. und II, Band, Jena 1949 und 1952; derselbe, Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen, Band I, Jena 1949,

S. 362 f.

12) Schlüter, O., Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit, Erstes Heft 1952, in den Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 63, S. 44.

13) Wahle, E., Die prähistorische Grundlegung der Kulturlandschaft am unteren Neckar, in, Heidelberg und die Rhein-Neckar-Lande, Festschrift zum XXXIV. Deutschen Geographentag vom 4. bis 7. Juni 1963 in Heidelberg, S. 39.

¹⁴) Gradmann, R., Süddeutschland, Band 2, Die einzelnen Landschaften, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1956, S. 197.

- ¹⁵) Seiler, A., Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinschein Archidiakonaten des Bistums Speyer, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 10. Band, Stuttgart 1959, S. 19.
- 10) vgl. hierzu Gehrig, Fr., Der Kraichgau. Landschafts- und Grafschaftsbezeichnung im Mittelalter, in, Kraichgau. Heimatforschung im Landkreis Sinsheim, Folge 1, 1968, S. 67—83.
- 17) vgl. hierzu Seiler, A., a. a. O., S. 30—52.
 18) vgl. hierzu Boy, E., Unsere Heimat im Lorscher Codex Erster Teil, in Kraichgau, a. a. O., siehe oben, S. 84—99.
- ¹⁸) Metz, Fr., Sinsheim, in, Badische Heimat, 9. Jahrgang 1922, 1.—3. Heft, S. 138—145, bes. S. 140.
- ⁴⁰) vgl. hierzu Vögely, L., Unteröwisheim im Wandel der Jahrhunderte, 1954.
- ²¹) vgl. hierzu Roegele, B., Fränkische Königshöfe, in, Der Landkreis Bruchsal, Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1968, S. 108 ff.; Haßler, A., Der Königshof, in, Der Landkreis Bruchsal, a. a. O., siehe oben, S. 159 ff.
- ²²) Kolb, A. G., Die Kraichgauer Ritterschaft unter der Regierung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Dissertation phil. Freiburg i. Br., 1909, S. 1.
- ²³) vgl. hierzu Becker, E., Geschichte des Kondominats zu Kürnbach bis 1598, in, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, Band IV, Heft 1.

²⁴) Kolb, A. G., a. a. O., S. 34.

Über den Löß im Kraichgau

Von Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

Fährt oder wandert man, vor allem im Frühjahr oder Herbst, durch den Kraichgau, so beherrschen gelbliche und bräunliche Farbtöne die hügelige Felderlandschaft. In Hohlwegen und Straßeneinschnitten kommt ein hell- bis mittelgrauer, gelegentlich etwas gelber "Boden" heraus. Dies ist der Löß. Wir befinden uns in einem typischen Lößgebiet und, wie die geologischen Karten zeigen, bedeckt er den größten Teil des Raumes.

Was ist nun Löß? Es handelt sich um ein Lockergestein, das während der Kaltzeiten des Eiszeitalters (Pleistozän, früher Diluvium genannt) aus den Schotterfeldern der Oberrheinebene ausgeblasen wurde. 1824 hat es erstmals ein Heidelberger Gelehrter unter seinem heute in aller Welt gültigen Namen beschrieben.

Osteuropäische Forscher vermuten zudem während der kalttrockenen Eiszeitphasen eine besondere Bodenbildung der anstehenden Gesteine, die sie als Verlößung bezeichnen. Ihrer Meinung nach besteht zwar die Hauptmasse des Lößes aus ausgeblasenem Staub, daneben ist aber auch eine örtliche Komponente vorhanden.

Der Löß besteht im wesentlichen aus winzigen Quarzkörnern (Korngröße meist unter 0,06 mm), die mit einer Calcithaut überzogen sind. Dazu kommen Silikate, vor allem Feldspat. Sehr selten sind auch andere Minerale wie Zirkon, Hornblende, Rutil oder Magnetit festgestellt worden. Der Quarz ist mit einem Anteil von 60 bis 80 %, der Feldspat mit 10 bis 20 % und der Calcit ebenfalls mit 10 bis 20 % beteiligt.

Der leicht lösliche Carbonatgehalt bedingt die hohe Fruchtbarkeit des Lößes. Gegen die Oberrheinische Tiefebene zu wird der Löß grobkörniger (Sandlöß) und enthält Flugsandlagen. Es hat also eine Sortierung des ausgeblasenen Staubes während des Transports stattgefunden. Zwei Analysen sollen ein Bild von der chemischen Zusammensetzung vermitteln (I Mauer, II Heilbronn a. N.):

	I	ΙΙ
	0/0	0/0
SiO ₂	52,38	61,30
Al_2O_3	6,60	8,73
Fe_2O_3	2,75	3,75
MgO	2,85	3,38
CaO	16,81	8,28
Na ₂ O K ₂ O	1,27 \ 1,22 \	3,04
P_2O_5	0,41	_
CO ₂	13,92	9,90
H_2O	0,81	1,10

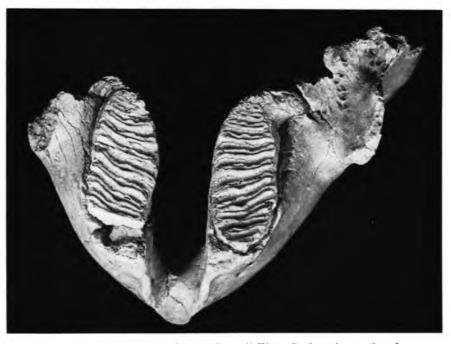
Unter dem Einfluß der Verwitterung, vor allem durch die kohlendioxidhaltigen Niederschläge und den Pflanzenbewuchs verliert der Löß seinen Kalkgehalt und der Feldspat geht in Tonmineralien über. Es entsteht Lößlehm von dunkelbrauner oder rotbrauner Farbe. Im Kraichgau führt er immer wieder dunkelbraune Bohnerzkügelchen. Sie und die braune Farbe sind auf das neugebildete Brauneisen zurückzuführen. In einem Lößprofil sind die Verlehmungszonen, zumal wenn sie von Lößkindelhorizonten (s. u.) unterlagert sind, wichtige Zeitmarken. Sie bedeuten nämlich, daß die Ablagerung eines kaltzeitlichen Lößes aufgehört hat. Auf dem Sediment entstand ein Boden von der Art eines heutigen Waldbodens, also dichte Bewaldung. Das war nur in einer Warmzeit (Zwischeneiszeit) möglich. In Heilbronn-Böckingen sind z.B. unter dem heutigen Boden noch zwei mächtige, rotbraune Verlehmungshorizonte mit Lößkindeln an der Basis dem Lößprofil eingeschaltet und dokumentieren damit zwei Warmzeiten.

Während die Warmzeiten günstigenfalls nur durch Verlehmungszonen vertreten sind, hat das kaltzeitliche Klima mehr Spuren hinterlassen. War es kalt und trocken, wurde der normale Löß (äolischer oder Windlöß) abgelagert. In feuchten Abschnitten entstanden Fließerden, Fließlöße und Naßböden. Trockene, jedoch nicht so kalte Zeiten lassen sich aus schwarzen, humusartigen Zonen erschließen.

Bei kaltzeitlichem, feuchtem Klima sättigte sich der Untergrund mit Wasser, das gefror. Im Sommer taute die oberste Schicht auf und floß schon bei sehr geringer Geländeneigung hangab. Die Fließbildungen führen Bestandteile des tieferen Untergrundes — im Kraichgau oft Gipskeuperblättchen —, Lößkindel, Lehmfetzen, Bohnerzkügelchen und anderes mehr. Den Fließerden fehlt an der Basis ein Lößkindelhorizont, und sie sind oft in Flasern und Fetzen aufgespalten. Fließlöß ist oft geschichtet. Naßböden sind Zonen mit ockergelber Verfärbung und hellgrauen Flecken.

Nach einer Warmzeit wurde das Klima zunächst kalt-feucht, und es entstanden am Beginn jeder Kaltzeit Fließerden, d. h. der oberste Teil der Verlehmungszone wurde durch Bodenfließen transportiert. Nur bei genauer Untersuchung ist die meist ebenfalls rotbraune oder braunrote Fließerde von der liegenden, an Ort und Stelle als Boden entstandenen Verlehmungszone zu unterscheiden, zumal der Übergang oft kontinuierlich ist. Erst später, d. h. höher im Profil, erscheint der Löß. War das Klima feucht, geriet er ebenfalls ins Fließen (Fließlöß), bei trockenem Klima blieb seine normale Krümelstruktur erhalten. Feuchte und trockene Zeiten wechselten in einer Kaltzeit mehrmals miteinander ab.

Unter den Lößeinschlüssen sind besonders auffallend die "Lößmännchen" oder "Lößkindel". Es sind Kalkkonkretionen, die bei der Entkalkung der oberen Partien des Gesteins durch die Niederschläge im tieferen



Mammutunterkiefer, Meistens werden nur die auffälligen Backenzähne aufbewahrt

Foto: Owsianowski



Lößkindel aus Fließlöß mit vielen Einschlüssen. Die größte Breite beträgt 10 cm Foto: Owsianowski

Teil wieder ausfallen. Besonders intensiv ist die Entkalkung unter den heutigen oder früheren Landoberflächen. Manchmal haben sich die Lößkindel zu richtigen Kalkbänken zusammengeschlossen. Lagenweise findet sich häufig "Kalkschrot", auch "Ameiseneier" genannt. Es sind rundliche, glatte Gebilde in der Größe eines gröberen Jagdschrotes, doch kommen auch Hohlkugeln, gestreckte oder gekrümmte Konkretionen, Kristalle und Kristallgruppen vor. Sie bestehen aus Calcit und sind organischen Ursprungs; ein Teil entstand wahrscheinlich im Inneren von Pflanzen, andere sind vielleicht Reste von Regenwürmern. Auch Nacktschnecken hat man schon als Erzeuger in Anspruch genommen. Wurzelröhrchen von Pflanzen sind die z. T. außerordentlich häufigen, mm- bis cmstarken, weißen Kalkröhrchen. Die vielen weißen Schneckenschalen verhalfen dem Löß volkstümlichen Namen auch zu dem "Schneckenhäuselboden". Bohnerzkügelchen und Lokalmaterial aus dem tieferen, älteren Untergrund wurden bereits erwähnt. Das Bohnerz war vor etwa dreißig Jahren Gegegenstand bergbaulicher Untersuchungen, doch lohnte nirgends der Abbau. Es gibt auch tertiäre (pliozäne) Bohnerze, die sich als umgelagerte Produkte ebenfalls im Löß und den daraus entstandenen Gesteinen finden.

Die Lebewelt des Lößes kam nur in Resten auf uns. Der spärlichen, nicht näher bestimmbaren Pflanzenreste wurde oben schon gedacht. Es sei nachgetragen, daß in Analogie zu anderen Gebieten auch Pollen zu erwarten sind und Holzkohlestückchen auf kleinere Gebüschgruppen hinweisen.

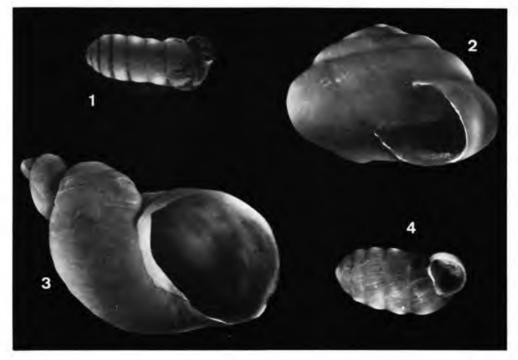
Landschnecken bilden die Hauptmasse der Fossilien. Doch sind es nur wenige Arten in zahlreichen Stücken. Gegenüber der gleichzeitigen Molluskenfauna des Rheintals, bzw. der Vorbergzone, ist eine sehr deutliche Verarmung festzustellen. Das bedeutet, daß der Kraichgau in den Kaltzeiten ein wesentlich ungünstigeres Klima hatte als das Rheintal.

Wahrscheinlich waren die Gegensätze größer als heute

Immer wieder sind die drei klassischen Lößschnecken Trichia hispida Succinea ohlonga und Pupilla muscorum anzutreffen. Dazu kommt gelegentlich Helicigona arbustorum, Vallonia costata, Columella columella und eine Nacktschnecke bzw. deren kalkiges Rückenschild. Die humusartigen Zonen werden durch Helicopsis striata charakterisiert. Insgesamt mögen etwa 20 Arten bekannt sein.

Manche Lößpartien sind ganz schneckenfrei, was auf äußerst ungünstige Lebensbedingungen hindeutet. Günstigere Verhältnisse bringen eher eine Erhöhung der Stückzahlen als eine Vermehrung der Arten. So wurden z. B. aus einem Fließlöß von Gochsheim 568 Schalen ausgeschlämmt. Auf die oben erwähnten drei wichtigsten Arten entfielen 562 Schalen, weitere drei Arten waren durch zusammen 6 Schalen vertreten.

Säugerfunde kommen bei intensiver Beobachtung überall zu Tage, doch sind sie vor allem aus der näheren und weiteren Umgebung von Heilbronn a. N. und von Mauer bekannt geworden. Am häufigsten sind Mammutreste, ferner wurden solche von Wollnashorn, Ren, Wildpferd, Wildrind, Halsbandlemming, Wühlmäusen, Steppeniltis, Maulwurf, Ziesel, Hasen, Edelund Riesenhirsch sowie Wildgans und Schneehuhn geborgen. Bei dem heute üblichen maschinellen Abbau in den Ziegeleien werden Fossilien gerne übersehen. Krotowinen sind Lebensspuren, d.h. wieder ausgefüllte Gänge grabender Tiere. An einer frisch abgestochenen Profilwand sind es



- 1 Columella columella. 2 Trichia hispida.
- 3 Succinea oblonga.
- 4 Pupilla muscorum.
- Die Höhe beträgt etwa 3,5 cm Die Breite beträgt etwa 6 cm Die Höhe beträgt etwa 8 cm
- Die Höhe beträgt etwa 3,5 cm

Foto: Owsianowski

etwa faustgroße rundliche Gebilde, die durch eine von der umschließenden Schicht abweichende Füllung auffallen.

Aus diesen Befunden ergibt sich zusammen mit Ergebnissen aus anderen Räumen, daß die Lößlandschaft eine Gras- und Kräutersteppe war, in der nur an wenigen geschützten Plätzen hin und wieder anspruchslose, niedrige Büsche wuchsen. Sie wurde vom altsteinzeitlichen Menschen durchstreift, dessen Feuerstellen gelegentlich überliefert sind. Geräte bargen die Lößprofile von Heilbronn-Böckingen und Heilbronn-Neckargartach.

Die Lößlandschaft hat heute kein Gegenstück auf der Erde. Man kann sie nicht einfach mit einer polaren Tundra gleichsetzen. Die südliche Lage unseres Gebietes gegenüber den heutigen Tundrengebieten bewirkt Unterschiede in der Sonnenhöhe, der Länge jahreszeitlichen Vegetationsperioden usw. Von den drei häufigsten Lößschnecken kommt nur Pupilla muscorum in der Tundra vor, von den anderen erwähnten Formen sind Vallonia costata und Columella columella dort heimisch (letztere fehlt im Gegensatz zu den erwähnten Arten im außeralpinen Mitteleuropa). Helicopsis striata lebt in den europäischen Steppen, aber auch in Mitteleuropa. Die Säuger vermitteln ein ähnliches Bild: Neben ausgestorbenen und polaren Arten finden sich Vertreter der heute Mitteleuropa oder die östlichen Steppen bewohnenden Fauna.

Die zeitliche Einstufung des Lößes und der ihn begleitenden Bildungen (Fließbildungen, Verlehmungszonen usw.) ist schwierig. Da das Eiszeitalter eine noch nicht genau bekannte Anzahl von Kalt- und Warmzeiten umfaßt, gibt es dementsprechend verschiedenalterige Löße und Verlehmungszonen. Nur in größeren Aufschlüssen kann mit Hilfe der Geologie, Paläontologie, Bodenkunde und evtl. der Urgeschichte dieses Problem angegangen werden. Nach den bisherigen Untersuchungen sind für den Kraich-



Weidenfelshohle Odenheim

Foto: G. Umminger

gau drei Löße mit zwei trennenden Verlehmungszonen gesichert. Der oberste, oft sehr helle Löß, gehört in die Würmeiszeit, die darunter folgende Verlehmungszone in die Riß/Würm-Zwischeneiszeit. Die beiden tieferen Löße könnten in die Rißeiszeit, welche dann durch eine Warmzeit in eine Riß Iund Riß II-Eiszeit aufgeteilt werden müßte, oder in die Riß- und Mindeleiszeit gestellt werden. Auf den geologischen Spezialkarten gliederte man seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in

Jüngeren Lößlehm Jüngeren Löß Alteren Lößlehm Alteren Löß Altesten Lößlehm

was aber nur noch historisches Interesse hat.

Eine Unterscheidung der zeitlich verschiedenen Löße usw. im Felde, wie sie zu Beginn



Terrassen zwischen Zeutern und Odenheim (Markung Odenheim)

Foto: G. Umminger

der Lößforschung versucht wurde und auf den geologischen Spezialkarten dargestellt ist, hat sich als unmöglich erwiesen. Es ist auch nicht so, daß die drei Löße in allen Aufschlüssen auftreten müßten. So zeigt z. B. heute die große Grube der Ziegelei in Gochsheim oben einen Würmlöß, darunter eine Verlehmungszone mit Krotowinen (Riß/Würm-Zwischeneiszeit) und tiefer eine reich gegliederte, jedoch vorläufig nicht einstufbare Folge von Fließerden, Fließlehmen, verschwemmten Lößkindeln und ähnlichen allochthonen Bildungen. Zu unterst wird ein blauer und grauer Ton mit vielen Pflanzenresten abgebaut, der wahrscheinlich in eine mittel- oder altpleistozäne Warmzeit gehört.

Die Lößforschung ist heute ein Spezialgebiet geworden, in dem Geologen, Mineralogen, Bodenkundler, Paläontologen und Paläobotaniker zusammenarbeiten. Sie hat nicht nur die Entstehung und kaltzeitliche Stellung ihres Untersuchungsobjektes geklärt, sondern ist ein wichtiger Zweig der

gesamten Eiszeitforschung geworden. Der Kraichgau wurde allerdings nur hin und wieder berücksichtigt. Die Lößserie über den Sanden von Mauer hat zeitweise sehr große Beachtung gefunden, da die liegenden Sande den weltberühmten Homo heidelbergensis geliefert haben. Der Mangel an geeigneten Aufschlüssen ließ den Kraichgau zu keiner größeren Bedeutung in der modernen Lößforschung kommen. Nach heutigen Methoden sind im Augenblick nur die Profile der Ziegelei Heilbronn-Böckingen und Biberach/Lkr. Heilbronn bearbeitet.

Der bis 20 m mächtige Löß prägt nicht nur durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch durch seine mechanischen Eigenschaften die Kulturlandschaft. Er ist einerseits standfest, andererseits wird er aber schnell durch das Wasser aufgeweicht und abgespült. Die Namen der Bäche Dreckwalz und Leimbach weisen auf die großen Lößmengen hin, die das Wasser abführt. Die vielen Hohlwege sind oft nicht alt. War einmal ein Weg vor-

handen, so schlämmten die Niederschläge den vom Verkehr bereits gelockerten Löß ohne weiteres ins Tal. In Zeutern wurde ein Hohlweg in 80 Jahren um über 8 m vertieft. An der Grenze Ackerland/Wald liegt oft eine kleine Stufe (Waldrandstufe), welche den rascheren Fortschritt der Abtragung auf dem Ackerland zeigt. Um die Abschwemmung zu verzögern, hat man wie in anderen Lößgebieten Terrassen angelegt. Sie fallen allerdings z. T. der Flurbereinigung zum Opfer. Nach Gewitterregen sind Straßen durch den abgetragenen Löß unpassierbar. Man hat ausgerechnet, daß im Einzugsgebiet der Dreckwalz mindestens 83 t/km2 im Jahr abgetragen werden (SCHOTTMÜL-LER). Der Schwemmlöß kommt in den Tälern zur Ruhe oder wird in die Rheinebene transportiert. In den Tälern liegt er gelegentlich über historischen Resten, was sein geringes Alter zeigt.

Aus der Literatur

Freising, H.: Neue Altsteinzeitfunde aus Nordwürttemberg und ihr erdgeschichtliches Alter. — Fundber. aus Schwaben, N. F. 14, S. 7—27, Stuttgart 1957.

Freising, H.: Neues zur Altsteinzeit Nordwürttembergs. — Fundber, aus Schwaben, N. F.

16, S. 12-21, Stuttgart 1962.

Freudenberg, W.: Diluvium und Pliocän im Kraichgau bei Bruchsal. — Jahrber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 5, S. 129—133, Stuttgart 1916.

Geologische Spezialkarte des Großherzogtums Baden mit Erläuterungen. — Der Kraichgau ist vollständig 1:25 000 kartiert, doch sind Karten

und Erläuterungen vergriffen.

Meigen, W. & Schering, H. G.: Chemische Untersuchungen über Löß und Lehm aus der oberrheinischen Tiefebene. — Mitt. großherzogl. badischen geol. Landesanstalt, 7, S. 643—669, Heidelberg 1914.

Münzing, K.: Der Löß im Kaiserstuhl und Tuniberg. — Badische Heimat, 51, H. 1/2, S. 17 bis 21, Freiburg i. Br. 1971 ((1971 a) (mit Lite-

atur).

Münzing, K.: Pleistozäne Molluskenfaunen aus dem Heilbronner Raum. — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 13, S. 151—163, Freiburg i. Br. 1971 (1971 b).

Pfeiffer, W., Heubach, K.: Geologie von Heilbronn. — Erdgesch. landesk. Abh. Schwaben und Franken, 12, 151 S., Oehringen (Rau) 1930.

Schmidt, K. G.: Über bohnerzführendes Tertiär und Diluvium im Kraichgau. — Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 30, S. 48—91, Stuttgart 1941.

Schottmüller, H.: Der Löß als gestaltender Faktor in der Kulturlandschaft des Kraichgaues.

— Forsch. zur dtsch. Landeskunde, 130, 96 S., Bad Godesberg 1962.

Soergel, W.: Die geologische Entwicklung der Neckarschlinge von Mauer. — Palaeont. Z., 15, S. 322—341, Berlin 1933.

Wild, H.: Geol. Karte Baden-Württ. 1: 25 000, Erl. Bl. 6821 Heilbronn, 183 S., Stuttgart 1968.

Wurm, A.: Über eine neuentdeckte Steppenfauna von Mauer a. d. Elsenz (bei Heidelberg).

— Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 3, H. 1, S. 62—78, Stuttgart 1913.

Die Kraichgaustädte Bretten, Bruchsal, Eppingen und Waibstadt

Ein Streifzug durch ihre Geschichte und "Verwaltungsgeschichte"

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

So verschiedenartig und vielgestaltig wie die Territorialgeschichte der Städte und Städtchen Südwestdeutschlands war, so unterschiedlich waren auch die Zuständigkeitsbereiche ihrer Verwaltung und Verfassung. Selbst innerhalb der reichsunmittelbaren und der landesherrlichen Gründungen unter sich konnte man schon im Spätmittelalter Schattierungen wechselnder Färbung feststellen. Bei den wirtschaftlich bedeutenderen Städten hatte sehr oft die Stellung der Zünfte zu der Obrigkeit eine Rolle gespielt, bei den Landstädtchen zeigten sich soziale Spannungen, wie sie beispielsweise während des Bauernkrieges in Erscheinung traten. Interessengegensätze, erkennbar etwa bei Gemeinden die einem Kondominat angehörten oder die in das Schußfeld religiöser Auseinandersetzungen gerieten, spiegelten sich auch im inneren Gefüge der städtischen Organisation wider. In unserem Falle waren es hauptsächlich die Kurpfalz, das Fürstbistum Speyer und verschiedene Reichsritterschaften, die, geschichtlich gesehen, dem Kraichgau und seinen Städten ihr Gepräge gaben.

Bretten

Bretten liegt im südöstlichen Teil des Kraichgauer Hügellandes, am rechten Ufer des Saalbachs beim Einfluß des Krebsbachs. Die ältesten Teile der Siedlung wurden an einem Abhang gebaut, da früher die Talsohle im Süden sumpfig war. Der Boden besteht vorwiegend aus kalkhaltigem Lehm und Lößlehm. Die anfängliche Ortssiedlung, damals im Besitz des Klosters Lorsch bzw. des Bistums Metz, wurde bereits 766 als zum Enzgau und 771 als zum Kraichgau gehörig erwähnt. Im Jahre 1109 als Vorort der Kraichgaugrafen von Lauffen und um 1120

als Marktflecken nachgewiesen, fiel Bretten 1219 an die Grafen von Eberstein. Das Stadtrecht dürfte die Gemeinde vor 1282 verliehen bekommen haben.

Durch Heirat der Tochter Eberhards IV. von Eberstein kam Graf Heinrich II. von Zweibrücken Mitte des 13. Jahrhunderts in den Besitz von Bretten. 1302 war die Stadt zum Teil Austragungsort der Auseinandersetzungen zwischen dem speyerischen Bischof Sigibodo II. und der Stadt Speyer. Otto von Zweibrücken-Eberstein tauschte 1314 mit seinem Vetter Heinrich I. von Eberstein die Stadt Bretten gegen Gochsheim und Oberöwisheim aus. 1335 erwarb Markgraf Rudolf IV. von Baden die Stadt auf Wiedereinlösung, um sie 1339 für 4400 Pfund Heller an den Pfalzgrafen Ruprecht I. zu verpfänden. Nachdem 1349 die Grafen Ottmann und Berthold von Eberstein um 7900 Pfund Heller ihre restlichen Anteile an die Pfalz abtraten und zugleich auf das Recht der Wiedereinlösung verzichteten, wurde Bretten, das sehr wahrscheinlich schon Amt der Ebersteiner war, 1349 Sitz eines pfälzischen Oberamts. Bei der Teilung 1410 wurde der Ort Kurfürst Ludwig III. zugesprochen.

1463 verzichtete Württemberg auf alle Lehenschaften, die ihm bisher an Kirchen und Pfründen in Bretten noch zugestanden hatten. 1504 während des Bayerischen Erbfolgekrieges belagerte der junge Herzog Ulrich von Württemberg drei Wochen vergeblich die Stadt. Im Bauernkrieg 1525 wurde Bretten erfolgreich gegen die aufständischen Bauern des Kraichgaus verteidigt. Während des Dreißigjährigen Krieges nahmen 1632 die Kaiserlichen unter Ossa und Montecuculi Bretten ein und zerstörten es teilweise. 1644 befand sich die Stadt in der Gewalt der



Marktplatz von Bretten

Zeichnung von R. Belln, Karlsruhe

Franzosen und im folgenden Jahr 1645 wieder im Besitz der kaiserlichen und bayerischen Truppen.

Im Orleansschen Krieg wurde Bretten am 13. August 1689 durch die Franzosen bis auf einzelne Häuser — darunter das reformierte Pfarrhaus und die Stadtkirche — eingeäschert. 1697 ließ der kaiserliche General d'Ogilvy die Befestigungsanlagen zum größten Teil sprengen, um feindlichen Truppen keinen Rückhalt zu bieten. 1803 kam Bretten an Baden. Unter badischer Oberhoheit versah die Stadt bis zum 1. Oktober 1936 die Funktion eines Amtssitzes.

Als Vertreter der Herrschaft amtierte der vom Amtmann beaufsichtigte und seit 1313 erwähnte Schultheiß, dem Rats- und Gerichtsmitgliedern zur Seite standen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts versahen ein, manchmal auch zwei Bürgermeister die Geschäfte der Stadtverwaltung. Anfang des 19. Jahrhunderts führte der Vorsitzende der Stadtverwaltung die Bezeichnung Oberbürgermeister. Bei Neubesetzung des Bürgermeisterpostens schlug das Gericht zwei Anwärter aus seinen eigenen Reihen vor, unter denen das Oberamt die Auswahl traf. Mehrere Ratspersonen und der Stadtschreiber vervollständigten den Stadtrat.

Die Hochgerichtsbarkeit war immer landesherrschaftlich. In der Nähe der Stadt befand sich bis nach 1740 der peinliche Richtplatz des Oberamtes Bretten. Die Niedergerichtsbarkeit unterstand der Befugnis des Stadtgerichts unter Vorsitz des Schultheißen bzw. auch des Oberamtmannes. Das Untergängergericht (Feldvermessung) bestand aus vier vom Gericht eingesetzten Personen, von denen eine aus dem Rat und drei — darunter zwei Feldmesser — aus der Gemeinde ernannt wurden.

An Steuern wurden die herkömmlichen herrschaftlichen Abgaben erhoben. Für den großen Zehnten war Ende des 18. Jahrhunderts das abgabepflichtige Ackerland in drei Bezirke eingeteilt. Die geistliche Verwaltung erhielt vom ersten den Vorzehnten, vom zweiten den Dreißigsten und vom Rest

ein Drittel. Vom Gesamten bekamen weiter das Kloster Frauenalb ein Drittel, das Speyerische Domkapitel ein Sechstel, die Stadt ein Sechstel und die kurfürstliche Hofkammer den Meßnerzehnten. Von den Strafgeldern standen bei Waldeinungen der Herrschaft ein Drittel und der Stadt zwei Drittel zu; bei Feldeinungen dagegen der Herrschaft ein Drittel, der Stadt ein Drittel und dem Feldschützen ein Drittel. Bei Übertretungen der geltenden Metzgereiordnung entfielen von den Strafgebühren auf die Herrschaft ein Drittel und die Stadt zwei Drittel.

Bruchsal

In einer durchschnittlichen Höhenlage um 114 bis 144 m befindet sich die Stadt Bruchsal am Austritt des Saalbachs aus dem Kraichgauer Hügelland in die Oberrheinische Tiefebene, teils auf Hügeln, teils in der Rheinebene. Die Entfernung zum Rhein beträgt nur 16 km. Der höchste Punkt des nördlichen Gemarkungsteils im Gewann Eisenhut wird mit 221 m, der des südlichen Gemarkungsteiles im Gewann Weißer Weg mit 244 m festgestellt. Der Boden setzt sich vorwiegend aus kalkhaltigem Lehm, Muschelkalk und Löß zusammen.

Ihren Ursprung führt die Stadt auf einen 976 erstmals genannten fränkischen Königshof "Bruohsele" zurück, dem mehrere Gebäude, Güter und Waldungen zugehörten. Er war auch häufiger Aufenthaltsort der Kaiser Otto II. und Otto III. Der südlich des Saalbachs gelegene Hof befand sich zeitweise im Besitze des Klosters Weißenburg. Bereits 1002 war die angehende Siedlung zu einem Vorort des Bruhrains angewachsen. 1056 schenkte Kaiser Heinrich III. die Hofsiedlung dem Bistum Speyer, bei dem sie praktisch bis zur Säkularisation 1803 und dem Anfall an Baden verblieb.

Um 1188 löste Bischof Ulrich II. Graf von Rechberg um 400 Mark Silber noch bestehende Vogteirechte der Calwer Grafen ab und errichtete bald danach nördlich des Saalbachs eine befestigte Anlage (castrum). 1248 begegnet uns Bruchsal mit der Bezeichnung "oppidum" und schon vor 1298 als "civitas", was darauf schließen läßt, daß der Ort ungefähr Anfang des 13. Jahrhunderts Marktund Stadtrechte verliehen bekam. Im Schutze der Burg entstanden so die Anfänge einer neuen Stadtsiedlung nördlich des Saalbachs zwischen Angelbach und Krottbach. 1277 bis 1279 weilte der Speyerer Bischof Friedrich von Bolanden mit seinem Domkapitel in der Stadt. Allerdings waren die Beziehungen Bruchsals zum Bistum in jener Zeit nicht nur friedlicher Natur. Wurde doch 1328 das widerspenstige Bruchsal durch Bischof Walram von Veldenz erobert und zerstört.

Im 13. bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts besaß Bruchsal einen eigenen und freien Ortsadel. 1502 unternahm die aufständische Bauernbewegung des sogenannten "Bundschuh" einen mißglückten Handstreich auf die Stadt. Während des Bauernkrieges 1525 wurde Bruchsal von den erneut sich erhebenden Bauern besetzt und noch im gleichen Jahre durch Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz wieder entsetzt. 1609 überfiel der Pfälzer Kurfürst Friedrich IV. Bruchsal, um dort gefangengesetzte Odenheimer Bürger zu befreien. In die Wirren des Dreißigjährigen Krieges war die Stadt mehrmals verwickelt; so befand sie sich 1621 in der Gewalt Ernst von Mansfelds, 1622 im Besitze der Kurpfalz, wurde jedoch in demselben Jahre von Speyer zurückgewonnen. Im Frühjahr 1632 hatten sie die Schweden besetzt. Selbst nach dem Kriege mußten die Bruchsaler 1651 einen französischen Überfall erdulden.

Auch in den Kriegen des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts blieb Bruchsal nicht verschont. So besetzten 1674 Franzosen, 1675 Reichstruppen, 1676 wiederum Franzosen die Stadt, die in diesem Jahre auch teilweise zerstört wurde. Schlimmer erging es ihr einige Jahre später, als am 10. August 1689 die Franzosen die Stadt völlig in

Asche legten. Trotzdem behauptete sich der Lebenswille ihrer Bewohner. 1720—1803 war Bruchsal auch Residenz der Speyerer Fürstbischöfe bis zur Säkularisation. Am 2. Juni 1849 erlebte Bruchsal in seiner Nähe ein Gefecht zwischen badischen Aufständischen und preußischen Truppen. 1846—1864 war die Stadt Sitz des badischen Hofgerichts und 1864—1871 beherbergte sie den Verwaltungshof.

Das städtische Gericht bildete im Spätmittelalter der Schultheiß mit den Ratsherren, die auch als Schöffen amtierten. An Markttagen unterstanden die Besucher der städtischen Rechtsprechung. Vier Untergänger, vom Rat gewählt, überwachten die Grundstücksvermessungen und die Einhaltung der baupolizeilichen Vorschriften; als Untergängergericht sprachen sie Urteil in Eigentumsstreitigkeiten. Appelationsgericht war das fürstbischöfliche Hofgericht. Die Hochgerichtsbarkeit unterstand allein der Landesherrschaft.

An der Spitze des Rates stand der vom Bischof eingesetzte Schultheiß, der seit 1216 in den Akten belegt ist. Die Ratsherren wurden zwar von den Bürgern gewählt, doch waren die Gewählten von der bischöflichen Zustimmung abhängig. Der Rat wählte aus seiner Mitte einen Bürgermeister, der die Stadtkasse verwaltete. Bei Beratungen über innere Angelegenheiten der Stadt schied der Schultheiß vorübergehend aus. Die Amter waren mit Ausnahme des Stadtschreibers ehrenamtlich. Der Einfluß der Zünfte auf die Stadtverwaltung blieb gering. Zu wiederholten Malen erkannte die Bürgerschaft die völlige Abhängigkeit der Stadt von den Fürstbischöfen von Speyer ausdrücklich an. Trotzdem geriet die Stadt, als sie seit 1720 Residenz geworden war, mit den bischöflichen Landesherren verschiedentlich in Streit wegen deren Baupläne, so z. B. wegen der neuen Stadtummauerung 1780—1785.

Die Bruchsaler mußten die üblichen herrschaftlichen Abgaben wie Bede, Ungeld, Torgeld, Zehnt usw. bezahlen. Am 26. Juli 1622 belegte Bischof Philipp Christoph von Sötern die Stadt zur Strafe für die Unterstützung des Feindes mit allen Lasten, wie sie die Dörfer des Bruhrains tragen mußten: Abzug, Sterbfall, Leibzins, Ernte- und Fastnachtshühner u. a. Allerdings war der größte Teil der Bevölkerung zuvor schon leibeigen. Die Leibeigenschaft wurde für Bruchsal erst 1798 völlig aufgehoben.

Eppingen

Die Stadt Eppingen befindet sich im Kraichgauer Hügelland, vorwiegend am linken Ufer der Elsenz, im Norden und Osten begrenzt durch den in die Elsenz mündenden Hilsbach. Der Boden besteht größtenteils aus Löß und Lößlehm, die Talseite ist z. T. sumpfig.

Die Siedlung Eppingen war als kaiserliches Kammergut im 10. Jahrhundert Reichsbesitz. Im Jahre 985 bekam das Domstift Worms von Kaiser Otto III. Besitzungen "in villa Epbingon". 1057 belehnte Kaiser Heinrich IV. den Bischof Konrad von Speyer mit einem Gut in dem reichsunmittelbaren Dorf. 1219/20 wurde Eppingen von Kaiser Friedrich II. zusammen mit Laufen und Sinsheim um 2300 Mark lötigen Silbers an Hermann V. von Baden verpfändet.

Nachdem das Dorf schon Anfang des 13. Jahrhunderts befestigt war und im Jahre 1220 als "civitas" erwähnt wird, erhielt es sicher Ende des 13. Jahrhunderts durch König Rudolf von Habsburg Reichsstadtrechte. Albrecht I. verlieh am 12. August 1303 der Stadt das Recht von Heilbronn, das die Kaiser Ludwig der Bayer am 15. Januar 1331 und Karl IV. am 9. September 1360 bestätigten.

In den Jahren zwischen 1332 und 1347 verpfändeten die badischen Markgrafen Eppingen kurze Zeit an die Pfalzgrafschaft. Der gleiche Vorgang wiederholte sich als 1367 der Markgraf Rudolf VI. von Baden die Stadt dem Pfalzgrafen Ruprecht noch-

mals als Pfand übertrug. Im 15. Jahrhundert wechselte noch einige Male der Besitz zwischen Baden und Pfalz, bis 1462 nach der Schlacht bei Seckenheim Markgraf Karl I. die Stadt Eppingen endgültig an den Pfälzer Kurfürsten Friedrich I. abtrat und auf ein Wiedereinlösungsrecht verzichtete.

Während sich die Eppinger Bürgerschaft im Bauernkrieg 1525 unter Anführung des Pfaffen Eisenhut an den Raubzügen des Kraichgauer Bauernhaufens in der Umgegend beteiligte, wurde die Stadt selbst nicht in Mitleidenschaft gezogen. Im Dreißigjährigen Krieg befand sich Eppingen 1621/22 in den Händen Tillys. 1622 besetzte zwar Mansfeld den Ort, doch gegen Ende des gleichen Jahres hatte ihn wieder Tilly in der Gewalt. Gegen Ausgang des Krieges, nach 1640, sind überwiegend bayerische und französische Besatzungen nachzuweisen. Im Orleansschen Krieg weilten 1688 Franzosen und 1689 Bayern in der Stadt. Der Gesamtschaden für Eppingen belief sich in diesem Krieg auf 220 971 Gulden.

1803 wurde Eppingen dem (damaligen) Kurfürstentum Baden einverleibt. In kurpfälzischer Zeit war die Stadt dem Oberamt Bretten zugeteilt. 1803—1813 gehörte sie zum badischen Amtsbezirk Bretten, 1813 bis 1924 war sie selbst Sitz eines Bezirksamts, bis sie danach dem Amt (heutigen Landkreis) Sinsheim zugeteilt wurde.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1810 besaß Eppingen das Dorf Mühlbach, teils zum freien, teils zum lehnbaren Eigentum. Es erwarb 1365 Niedermühlbach, 1372 Obermühlbach und 1546 das durch die Reformation aufgehobene Wilhelmitenkloster Mühlbach.

An der Spitze der Gemeinde stand der seit 1332 erwähnte Schultheiß oder Richter, der von der Landesherrschaft ernannt wurde. Der Bürgermeister als Verwalter der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten ging durch Wahl aus der Bürgerschaft hervor. Schultheiß und Bürgermeister wurden durch die Ratsmitglieder unterstützt, deren Wahl von der Landesherrschaft bestätigt werden mußte. Ende des 18. Jahrhunderts bestand der städtische Rat aus einem Stadt- und einem Anwaltsschultheißen, 6 Ratsverwandten und einem Stadtschreiber.

Die Stadt Eppingen hatte zwar formell den eigenen Blutbann und einen besonderen Richtplatz, doch führte bis Ende des 17. Jahrhunderts bei hochgerichtlichen Entscheidungen der Oberamtmann von Bretten den Vorsitz. Für die Niedergerichtsbarkeit war das städtische Gericht unter dem Schultheißen zuständig.

Die üblichen herrschaftlichen Abgaben waren u. a. Zehnt, Schatzung, Bede, Abzugsund Strafgelder. Abgaben an die Stadt bestanden vorwiegend aus Bürgerannahmegeldern und der Umlagensteuer, dem sogenannten Gewerfe. Vom großen Fruchtzehnten bekam das Domstift Speyer 3/7, das St. Guidons-Stift (St. Weidenberg) Speyer, das Karmeliterkloster Hirschhorn und die geistliche Verwaltung je 1/7, sowie die Herren von Gemmingen und Göler von Ravensburg zusammen 1/7. Vom großen Weinzehnten erhielt 1540 das Domstift Speyer 2/3 und das Stift St. Weidenberg und die Karmeliter zusammen 1/3. Ende des 18. Jahrhunderts war hier die Aufteilung: Domstift 7/12, St. Guidon-Stift 2/12, die Karmeliter ²/₁₂ und die geistliche Verwaltung ¹/₁₂.

Waibstadt

Waibstadt liegt im nordöstlichen Teil des Kraichgauer Hügellandes, dem sogenannten Elsenzgau, auf dem rechten Ufer des Schwarzbachs und unterhalb des Einflusses des Krebsbachs.

Im Jahre 795 war "Weibestat" eine Hofsiedlung im Besitze des Klosters Lorsch. Das Gebiet blieb als königliches Allodialgut freier Reichsboden. Der Ort wurde vermutlich schon vor 1200 mit Mauern umgeben und im Laufe des 13. Jahrhunderts

zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben. 1308 begegnet uns ein "oppidum Weibestat". Kaiser Ludwig der Bayer erneuerte am 15. August 1347 die Privilegien und belieh die Stadt mit dem Rechte von Wimpfen.

Die 1381 erwähnte Vorstadt wurde später in die Altstadt miteinbezogen. Mit einem gedeckten Wehrgang versehene Befestigungsanlagen, von denen nur noch spärliche Reste vorhanden sind, gaben der Stadt den Umriß eines unregelmäßigen Fünfecks. Im Norden, Osten und Süden erhöhten dabei Stadtgrabenseen die Sicherheit, während im Westen ein besonderer viereckiger Wachtturm stand. Mit Ausnahme einiger Gewerbezwecken dienender Bauten erstreckte sich die Stadt bis Anfang des 19. Jahrhunderts nicht über den eigentlichen Stadtmauerring hinaus aus.

Zwischen den Jahren 1000 und 1350 besaß der Ort einen eigenen Ortsadel. Da im Jahre 1331 Kaiser Ludwig der Bayer den Pfalzgrafen bei Rhein eine Einlösung der Stadt vom Bistum Speyer um 1000 Pfund Heller gestattete, muß Waibstadt schon vor dieser Zeit als Pfandschaft im Besitze der Speyerer Bischöfe gewesen sein. Von dieser kaiserlichen Erlaubnis wurde aber zunächst kein Gebrauch gemacht und 1339 erhöhte Kaiser Ludwig dem Speyerer Bischof Gerhard von Ehrenberg die Pfandsumme um weitere 2000 Pfund Heller, ja acht Jahre später wurde in Verbindung mit der Pfandschaft Landau die Summe nochmals um 100 Mark lötigen Silbers erhöht. Die Bischöfe von Speyer verpfändeten nun ihrerseits Waibstadt 1382 an Bischof Adolf von Worms, 1394 an Hans von Hirschhorn und vor 1427 bis 1466 an die Herren von Helmstatt.

Anfang des 15. Jahrhunderts wurde nun die Stadtschultheißerei Waibstadt als selbständiges Amt dem Oberamt Kißlau unterstellt. Im Jahre 1517 bestätigte Kaiser Maximilian von neuem die Verpfändung Waibstadts an das Bistum Speyer, die Pfandsumme betrug — zusammen mit der Pfleg-

nis Odenheim — 5000 rheinische Gulden. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert begegnen wir in den Urkunden häufigen Streitigkeiten zwischen der Stadt und den ortsansässigen Herren von Helmstatt, von Degenfeld, von Bettendorf und von Schmittberg wegen der von diesen beanspruchten Adelsvorrechte.

1610-1615 hatte Friedrich V. von der Pfalz (der sogenannte Winterkönig) durch die Einlösung der Pfandverschreibung von 1331 Waibstadt in seine Gewalt bekommen, doch erlangte Bischof Philipp Christof von Sötern 1614 durch Kaiser Matthias eine neue Verpfändung an sein Speyerer Bistum unter Erhöhung des Pfandwertes auf 25 000 Gulden. Im April 1622 schlug Tilly sein Hauptquartier in Waibstadt auf. 1631/32 weilte eine schwedische Besatzung in der Stadt, danach fanden bis Ende des Dreißigjährigen Krieges wiederholte Truppendurchzüge von kaiserlichen und schwedischen Soldaten statt. Als am 16. Juni 1674 Turenne über die Kaiserlichen bei Sinsheim siegte, wurde auch Waibstadt von den Franzosen geplündert. Später melden die Akten häufige Fronfuhren und Kontributionen nach der Feste Philippsburg. In den Jahren 1707 und 1735 weilten nochmals französische Soldaten in der Stadt.

Doch auch an inneren Zwistigkeiten fehlte es nicht. So war fast das ganze 18. Jahrhundert erfüllt mit vergeblichen Kämpfen der Stadt um die Wiedererlangung ihrer alten Rechtsstellung gegenüber der Landesherrschaft. Mit dem Anfall von Waibstadt an Baden im Jahre 1803 gab es auch verschiedene organisatorische Änderungen. So wurde 1819 das Amt Waibstadt aufgelöst, nachdem schon 1809 die zugehörigen Behörden in Sinsheim bzw. Rappenau saßen. Bis 1864 gehörte dann Waibstadt zum Amte Neckarbischofsheim, seitdem zum Amte (Landkreis) Sinsheim.

Auch die Innenverwaltung und Rechtsprechung der Stadt Waibstadt mußte im Verlaufe der Geschichte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts manche Wandlungen

durchmachen. An der Spitze der Stadtverwaltung stand der vom Rat ernannte Stadtschultheiß, ihm traten zwei Bürgermeister - denen vor allem die wirtschaftlichen Angelegenheiten anvertraut waren - und 12 Ratsverwandte zur Seite. Die Mitglieder des Stadtrats ergänzten sich durch Zuwahl. Seit dem Jahre 1618 war neben dem Schultheißen ein Anwalt der eigentliche Leiter der städtischen Verwaltung, während die Bürgermeister nur noch die Rolle von Einzugsbeamten spielten. Im 17. Jahrhundert machte sich ein zunehmender Einfluß der Landesherrschaft bemerkbar. Seit 1686 ernannte sie den Schultheißen und behielt sich das Bestätigungsrecht von Anwalt, Bürgermeister und Ratspersonen vor. Als 1770 ein Rentmeister die Befugnisse der Bürgermeister übernahm, wurde gleichzeitig die Zahl der Räte auf sechs vermindert.

Die gesamte Rechtsprechung der reichsunmittelbaren Stadt war ursprünglich dem städtischen Gericht, das sich aus dem Schultheißen und den als Gerichtsschöffen amtierenden Räten zusammensetzte, unterstellt. Bei hochgerichtlichen Entscheidungen führte der kaiserliche Vogt den Vorsitz. Anfang des 15. Jahrhunderts gelangte die oberste Gerichtsbarkeit - trotz des heftigen Widerstandes der Stadt - in den Besitz der Speyerer Bischöfe. Gewöhnliche Gerichtssitzungen fanden jeden Montag, öffentliche Rügegerichtstage um Weihnachten und an St. Georg (23. April) und der allgemeine Gerichtstag an St. Michael (29. September) statt.

Die Bürgerschaft war im Stadtregiment durch zwölf vom Rat gewählte Ausschußmitglieder vertreten. Die Bemühungen der Bürgerschaft, im Jahre 1582 die Zahl der Ausschußmitglieder auf 24 zu erhöhen, zeitigte keinen bleibenden Erfolg. Auf Veranlassung der fürstbischöflichen Regierung wurde Anfang des 18. Jahrhunderts der Bürgerausschuß aus 4 Viertelmeistern und aus 12 (für jedes Viertel 3) vom Rat bestimmten Vertretern zusammengesetzt. Die bereits erwähnten Versuche der Bürgerschaft um Wiedereinführung ihrer alten Privilegien gipfelten in drei strittigen Verhandlungen, die von 1716 bis 1722, 1750 bis 1776 und schließlich von 1795 bis 1802 währten.

Ursprünglich bestand nur die Bede als Reichssteuer, die im 15. Jahrhundert in eine Maibede und eine Weihnachtsbede aufgegliedert war. Allmählich wurden auch die üblichen herrschaftlichen Abgaben eingeführt wie Schatzung, Abzugs-, Bürgerannahme-, Beisassen-, Zunft-, Straf- und Judenschutzgelder. Der Zehnt wurde mehrfach verpfändet, er war vorwiegend Lehen der Bischöfe von Worms und Speyer. Die Zölle und Geleitgelder wurden meistenteils von der Kurpfalz eingezogen. Die Stadt selbst hatte Anteil am Ungeld, dem Zehnten und den Strafgeldern.

Der Kraichgau und der ihm vorgelagerte Bruhrain standen schon immer im Brennpunkt geschichtlicher Ereignisse des Oberrheingebietes. Besaßen doch außer den vier obengenannten Städten noch eine ganze Reihe von Gemeinden wie Gochsheim, Heidelsheim, Hilsbach, Neckarbischofsheim, Obergrombach, Philippsburg, Rotenberg, Sinsheim, Unteröwisheim und Wiesloch das Stadtrecht. Auch von allgemein landeskundlichem und geographischem Gesichtspunkt bietet diese Landschaft mancherlei Abwechslung.

Drei geschichtliche Dorfskizzen aus Mittelbaden

Von Günther Haselier, Karlsruhe

Die nachfolgenden geschichtlichen Dorfskizzen zeigen das Bild dreier Gemeinden, von denen jede für die Geschichte des Kraichgaues ihre besondere Bedeutung hat. G on dels heim, im Herzen dieser Landschaft, unterlag historischen Einflüssen aus dem nördlichen Schwarzwald, die von den Herren bzw. Grafen von Eberstein und dem von ihnen gestifteten Kloster Herrenalb getragen wurden. An der Peripherie des Kraichgaus, aber noch deutlich innerhalb seines südlichen Muschelkalkbereichs, liegt I s pringen mit der durch das Lampertspatrozinium seiner Kirche dokumentierten Orientierung auf die Salier und deren Untergrafen im Kraichgau, den Zeisolf-Wolframen. Schließlich ist Völkers bach in seiner Lage auf dem südlich an den Kraichgau angrenzenden Albplateau des nördlichsten Schwarzwaldes ein Musterbeispiel für das Ausgreifen Kraichgauer Adelsgeschlechter, hier der Triegel von Öwisheim, über ihr Ursprungsgebiet hinaus.

Der "freiadelige Flecken" Gondelsheim

Die hübsch gelegene Kraichgau-Gemeinde Gondelsheim bestand schon jahrhundertelang, ehe sie im Jahr 1257 für uns erkennbar unter dem Namen Gundolfesheim. Heim des Gundolf, im Licht der Geschichte erscheint. Denn nicht nur der Name, sondern auch die Lage an der alten Heerstraße, die vom Rhein nach Schwaben zieht, im offen zugänglichen, schon in der Steinzeit bewohnten Altsiedelland, legen die Vermutung eines hohen Alters nahe. Vielleicht ist das Dorf eine Siedlung aus der Zeit der Landnahme durch die Alemannen, noch wahrscheinlicher aber ist es bei der Inbesitznahme des Kraichgaues durch die Franken gegründet worden. Wir kennen den Gundolf nicht, dem die Gemeinde ihren Namen verdankt; wir wissen auch nicht genau, was es mit den vier- oder fünftausend Jahre alten jungsteinzeitlichen Gruben auf sich hat, die man auf der Gemarkung des Dorfes im Eichwald entdeckte; auch die aufgefundenen römischen Überreste können uns nicht viel verraten. Erst aus einer am 23. April 1257 in Bretten ausgestellten Urkunde gewinnen wir sichere Kunde, daß Gondelsheim bis dahin Eigengut des um 1150 gegründeten Zisterzienserklosters Herrenalb war. Vermutlich hat der

frühere Besitzer, dem Gondelsheim als freies Eigentum gehörte, ein Graf oder ein Adliger, das Dorf im 12. oder in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dem Kloster vermacht oder verkauft. Im Jahre 1257 gab es nun Gondelsheim im Tauschweg an den Edeln Konrad von Wiesloch und zwar für Besitzungen des Wieslochers auf Gemarkung Dertingen. Dabei behielt sich das Kloster allerdings das Eigentum an zwei Ackern auf der Gondelsheimer Gemarkung vor. Da die Gabe der Mönche nicht ganz dem Wert des Tauschobjekts entsprach, zahlten sie noch 5 Mark Silber darauf. Bei dem Tauschgeschäft war der Lehensherr des Wieslochers, Graf Otto von Eberstein, als Zeuge zugegen. und er ist der Aussteller einer anderen Urkunde vom 14. März 1260, in der festgestellt wird, daß Konrad von Wiesloch wegen dieses Gütertausches zu Dertingen und Gundolfesheim keine Forderung mehr an Herrenalb habe. Die zu Unteröwisheim ausgestellte ebersteinische Urkunde setzte also den Schlußstrich unter das Tauschgeschäft, sie besagt, daß der Tausch wirklich durchgeführt war.

So gehörte nun Gondelsheim einem Angehörigen des Geschlechts von Wiesloch. Wie lange dieses sich des Besitzes erfreute, wissen



Gondelsheim 1841

Litographie von L. Kuntz

wir nicht genau. Sicher ist nur, daß das Dorf nicht lange danach in andere Hände gekommen ist. Denn am 8. Juli 1292 teilte Berthold von Mühlhausen in einer Urkunde mit, daß er mit anderem Besitz auch "daz dorf ze Gundolfesheim mit alem dem nutze unde mit allem dem rehte, als wir ez her genozzen han" den Rittern des Johanniterordens zu Heimbach in der Pfalz für so lange überlassen habe, bis diese aus diesen Besitzungen 1600 Mark Silber gezogen haben würden. Am 18. Mai 1299 verpfändete Graf Albrecht von Hohenberg in Speyer seinem Schwager Graf Ullrich von Württemberg mit der Burg zu Helmsheim auch "den Wald zu Helmsheim, Gundolsheim und Bonartshusen und all das, was sein Vetter, Herr Berthold von Mühlhausen, innehatte von unserm Vater, Graf Albrecht selig". Beide Urkunden zusammen besagen also folgendes: Aus der Hand des Geschlechts von Wiesloch kam Gondelsheim in den Besitz der Grafen von Hohenberg, und Graf Albrecht aus diesem

Hause belehnte noch vor 1292 seinen Verwandten Berthold von Mühlhausen damit. Da der neue Ortsherr den Johannitern von Heimbach 1600 Mark Silber schuldig war, mußte er ihnen unter anderem auch die Einkünfte aus Gondelsheim versetzen, so wie sein Lehnsherr sieben Jahre später ebenfalls gezwungen war, das Obereigentum an dem Dorf den Grafen von Württemberg zu verpfänden.

Diese Verpfändung an Württemberg wurde in Speyer besiegelt. Eine andere für die Geschichte des Ortes bedeutsame Urkunde vom 23. Februar 1356 ist ebenfalls in Speyer ausgestellt. Mit dieser Urkunde stiftete Herr Konrad Fulle aus Bretten, Kanoniker des Stifts St. Wido in Speyer, eine neue Priesterpfründe in seine Stiftskirche. Zu den Einkünften, die er dem neuen Präbendar bestimmte, gehörte auch ein Zins von zwei Malter Weizen, die damals ein gewisser Hopper von Gütern im Banne von Gondelsheim alljährlich geben mußte. Die

Besitzungen dieser von Herrn Fulle aufgerichteten St. Jodokuspfründe des Speyerer Stifts beschäftigten, soweit sie auf Gondelsheimer Gemarkung lagen, mehrfach den Schultheiß und das Gericht des Ortes. So beurkundete am 12. August 1387 Schultheiß Ruofe Billung und das Gericht von Gundolfsheim, dem Heintze Varmung, Albrecht Ensel, Kunz Burruß, Kunz Haber und Rufel, der Sohn des alten Schultheißen, angehörten, eine Verpflichtungserklärung des Pächters von Grundstücken der Pfründe. Da das Gericht kein eigenes Siegel besaß, ließ es seine Beurkundung mit dem Brettener Stadtsiegel bekräftigen. 200 Jahre später, am 23. Mai 1587, gaben Schultheiß Hans Krauß und die geschworenen Richter von Gondelsheim eine Beschreibung aller der Pfründe gehörigen Grundstücke auf ihrer Gemarkung, und nach weiteren 200 Jahren wurden die Besitzungen der Pfründe St. Jodokus zu Speyer noch einmal aufgezeichnet.

Das Dorf blieb als Pfandschaft bis zum Jahre 1483 in württembergischem Besitz. Da die württembergischen Pfandherren aber selbst in Geldnöten waren, hatte es ein sehr unruhiges Schicksal. Am 29. Mai 1380 verpfändeten die Grafen Eberhard und Ullrich Gondelsheim mit Bonartshausen und weiteren Gemeinden der Umgebung an Wiprecht von Helmstatt. Als Bürge für die Württemberger Grafen büßte dieser Wiprecht etwa 10 Jahre danach 400 Gulden ein. Deshalb wurde die ursprüngliche Pfandsumme für Gondelsheim, die Württemberg ihm schuldete, um diesen Betrag erhöht. Später scheinen Konrad von Stammheim und Mya von Sickingen zwischendurch Pfandherren des Ortes gewesen zu sein. Am Weihnachtsabend 1457 gab Graf Ullrich V. von Württemberg als Vormund Eberhards V. die Pfandschaft erneut einem Wiprecht von Helmstatt und zwar zu den gleichen Bedingungen, wie sie vorher der Stammheimer und die Mya von Sickingen innegehabt hatten. Gleichzeitig versprach er, daß er diese Pfandschaft nicht mehr einlösen würde.

Damit war Gondelsheim eigentlich schon für die Württemberger verloren. Die endgültige Trennung kam aber erst im Jahr 1483. Am 6. Mai dieses Jahres verkauften die Grafen Eberhard der Altere und der Jüngere dem pfälzischen Hofmeister Plicker Landschad von Steinach Schloß und Dorf Gondelsheim mit Helmsheim und den Höfen Bonartshausen, Rinklingen und Diedelsheim für 8300 Gulden. Damit kam das Dorf in den pfälzischen Machtbereich, der sich im Kraichgau um die Amtsstadt Bretheim (Bretten) gruppierte. Es scheint aber fast, daß der Landschad seine Erwerbung tätigte, ohne im Besitz ausreichenden Kapitals zu sein. Jedenfalls rechnete Pfalzgraf Philipp den beiden württembergischen Grafen am 27. April 1483 auf eine Schuld von 6000 Gulden, die sie auf Georgi des folgenden Jahres zu entrichten hatten, 2000 Gulden an, die ihnen der Landschad vom Kauf des Ortes Gondelsheim her schuldig geblieben war. Außerdem hinterlegte Plicker einen Tag später beim Kapitel der Heidelberger Heilig-Geist-Kirche für seinen Bruder und 3 bürgerliche Personen die Kaufbriefe für Gondelsheim, weil jeder von diesen vier über 1000 Gulden auf Schloß und Dorf Gondelsheim stehen hatte.

Gondelsheim war jetzt ein "freiadeliger Flecken". Noch vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges erscheint Georg Rudolf Knebel von Katzenellenbogen als Inhaber des Schlosses und Dorfes. Es ist anzunehmen, daß Heiratsverbindungen den Besitzwechsel verursacht haben, oder aber daß der Besitzwechsel Heiratsverbindungen nach sich zog. Jedenfalls verkauften im Jahre 1650 Georg Knebel und seine Gemahlin, eine geborene Landschadin von Steinach, ihren freiadeligen Flecken dem Freiherrn Johann Bernhard von Mentzingen, der zwei Jahre später ein Lagerbuch seines neuen Besitzes aufstellen ließ. Die nächsten Jahrzehnte waren erfüllt von

Streitigkeiten zwischen der neuen Dorfherrschaft und der Gemeinde. Zwischen beiden Parteien wurden zahlreiche Vergleiche geschlossen, und immer wieder wurde von neuem prozessiert. Da auch pfälzische Hoheitsrechte über das Dorf in Mitleidenschaft gezogen wurden, erschien schließlich im Jahre 1731 in der kurpfälzischen Hofbuchdruckerei in Mannheim eine "Kurz gefaßte gründliche Ausführung deren Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz in und über das Dorf Gundelsheim, im Oberamt Bretten gelegen, zukommender hoher Gerechtsamen, Vorrechten und Regalien". Schließlich erhob sich ein jahrzehntelanger Prozeß der Gemeinde mit ihrer Herrschaft. Diese befand sich wie fast die ganze Reichsritterschaft im Südwesten in unverschuldeter, aber um so größerer Geldnot und hatte deswegen bisher der Gemeinde zuständige Waldgerechtigkeiten an sich gezogen.

Um die Mitte des Jahrhunderts war die Mentzingensche Verschuldung gegenüber der Kurpfalz auf rund 190 000 Gulden gestiegen, und diese Summe war durch Verschreibung auf den Ort Gondelsheim gesichert. Zur gleichen Zeit hatte der Markgraf von Baden-Durlach eine Pfandschaft 130 000 Gulden auf der Grafschaft Wartenberg stehen. Durch mehrere vertragliche Vereinbarungen im Mai und Juni 1761 zwischen der Pfalz, Baden-Durlach und dem Freiherrn von Mentzingen vertauschte der Markgraf die Pfandschaft auf Wartenberg mit der pfälzischen auf Gondelsheim und zahlte den Differenzbetrag von 60 000 Gulden der Pfalz in bar aus. Damit war Gondelsheim in den badischen Staatsbereich gezogen, wenn der Ort zunächst auch weiterhin als ritterschaftlicher galt und die alten in einem pfälzisch-mentzingenschen Vertrag Jahre 1738 festgelegten alten pfälzischen Hoheitsrechte zunächst unberührt blieben. In der Folge wurde aber die Verbindung des Ortes mit Baden fortgesetzt verstärkt. Das markgräflich badische Amt Gondelsheim beschrieb am 21. September 1787 die Besitzungen der Speyerer St. Jodokuspfründe. Schließlich verkaufte der Freiherr im Frühjahr 1787 sein Gondelsheimer Rittergut an die Prinzen Friedrich und Ludwig Wilhelm August von Baden. Im Jahre 1783 war die Übergabe vollzogen. Höchste finanzielle Not war für die Mentzingen die Veranlassung zur Abstoßung ihres 130 Jahre alten Besitzes. Die weltgeschichtlichen Veränderungen des Jahres 1803 schufen dann das Kurfürstentum und spätere Großherzogtum Baden, dem die pfälzischen Berechtigungen an dem Dorf zufielen.

Das Privateigentum am Rittergut Gondelsheim ging später auf Großherzog Ludwig und von diesem gegen Mitte des 19. Jahrhunderts an den Grafen von Langenstein über. Bis zur Auflösung des badischen Amtsbezirks Bretten im Jahre 1937 gehörte Gondelsheim diesem an und ging dann in den Landkreis Bruchsal über. Heute noch verbinden zahlreiche wirtschaftliche Beziehungen die Gemeinde mit ihrer alten Amtsstadt. Die verhältnismäßig große israelitische Gemeinde des Ortes befand sich bereits kurze Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Auflösung. Veranlaßt war dies vor allem durch die starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika, an der auch die christliche Bevölkerung des Ortes teilhatte. Der Nationalsozialismus traf diese Judengemeinde vernichtend. In Gondelsheim haben sich bis auf den heutigen Tag gesunde landwirtschaftliche Verhältnisse erhalten. Daneben findet ein Teil der Bevölkerung in den Fabriken von Bretten, Bruchsal und Karlsruhe Erwerbsmöglichkeiten.

Ispringens Vergangenheit

Die wichtigste Frage zu diesem Thema lautet wohl: Wann ist das Dorf im Kämpfelbachtal entstanden? Wenn es je eine "Geburtsurkunde" gehabt hätte, sie ist nicht mehr da. Der Zeitpunkt der Entstehung des



Ispringen: Brunnenstube

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

heutigen Landortes muß, wie bei den allermeisten Gemeinden, mühsam aus Anhaltspunkten, welche die Wissenschaft der Siedlungsgeschichte liefert, bestimmt werden.

Ispringen liegt nicht im dichtbewaldeten Gebirge, in dem erst durch Rodung die Voraussetzung für die Anlage von Dörfern geschaffen werden mußte, sondern im Gebiet des Muschelkalks, das schon bald nach dem Eindringen der Alemannen (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus) unter den Pflug genommen wurde. Es stößt an die Gemarkung der Stadt Pforzheim an, auf der in der Nähe der Römersiedlung "Portus" von

den eindringenden Germanen ein Dorf angelegt wurde, das schließlich den Namen Pforzheim erhielt. In der Nachbarschaft von Ispringen liegen sonst fast lauter Orte, deren Namen auf -ingen enden: Dietlingen, Ersingen, Nöttingen, Eisingen, Neidlingen, Eutingen. Es kann bezweifelt werden, daß alle diese Dörfer schon im frühen Mittelalter, etwa um 500 n. Chr., angelegt wurden, wie andere Orte, deren Name auf -ingen endet. Dagegen spricht, wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit, daß sie nicht schon im 8. und 9. Jahrhundert urkundlich erwähnt sind, und daß in einigen dieser Ortsnamen

sicherlich kein Personenname steckt. Aber eines kann man mit Gewißheit aussprechen: Ispringen stand in einem Zusammenhang mit dem im Spätmittelalter untergegangenen Nachbarort Neidlingen, es ist gewissermaßen der Nachfolger dieses um das Jahr 1125 erstmalig bezeugten Ortes. Neidlingen war die Mutterpfarrei, Ispringen ein Filial von ihr. Erst im Jahr 1272 wird ein Ortspfarrer von Ispringen erwähnt, und eine Urkunde vom Jahr 1370 sagt ganz ausdrücklich, die "Pfarrkirche Ispringen ist die Tochter der Mutterkirche, die einstens in dem Ort gelegen war, der damals Neidlingen hieß, die aber jetzt und künftig zerstört ist".

Diese Urkunde vom Jahr 1370 ist noch in mancher anderen Hinsicht bedeutsam. Der Ispringer Ortsname erscheint darin noch in seiner ursprünglichen Form "Uspringen", in der er schon im Jahre 1315 sowie im Zeitraum 1387 - 1557 vorkommt. Daneben taucht im Jahre 1339 die nur wenig verschiedene Form "Uspringe" auf. Was bedeuten nun "Uspringe" und "Uspringen"? Erinnern wir uns daran, daß in Nordrhein-Westfalen unweit der Quelle der Lippe die Stadt "Lippspringe" entstanden ist, daß es in Baden-Württemberg, im Landkreis Ulm, ein Dorf "Urspring" gibt. "Uspringen" bedeutet in unserem Fall Austritt von Wasser und weist darauf hin, daß nahe beim Ort das Wasser des Kämpfelbachs austritt, daß hier der Kämpfelbach entspringt. Der Name Uspringe(n), der auch schon 1272 als "Ispringen" vorkommt und nach 1557 nur noch als Ispringen, gehört nicht der ältesten Schicht von Ortsnamen an, auch nicht der zweitältesten, der Pforzheim und andere -heim-Orte zugehören, sondern läßt die Möglichkeit offen, daß der Ort um das Jahr 1000 entstanden ist, möglicherweise auch schon etwas vorher, mit Gewißheit aber im Zusammenhang mit dem allmählichen Untergang von Neidlingen.

Als nach der Mitte des 13. Jahrhunderts die Pfarrkirche und die Pfarrei von Isprin-

gen an die Stelle der Pfarrkirche und Pfarrei Neidlingen traten, verursachte diese kirchenorganisatorische Veränderung einen Streit zwischen der neuen Pfarrei und der alten Nachbarpfarrei Ersingen. Es ging dabei um den Zehntbezirk. Die Pfarrei Ersingen, hinter der das Kloster Frauenalb stand, bestritt dem Leutpriester von Ispringen einige Zehntdistrikte, von denen dieser die Einkünfte beziehen wollte. Das Patronatsrecht über die Kirche von Ispringen-Neidlingen besaß damals das Kloster der Dominikanerinnen von Pforzheim. Bis 1365 hatten dieses Patronatsrecht, das Recht, den Pfarrer zu präsentieren, die Herren von Enzberg gehabt, und zwar als ein Lehen der Grafen von Löwenstein, einer Nebenlinie der Grafen von Calw. Im Jahre 1365 verkauften die Herren von Enzberg und die Grafen von Löwenstein ihr Patronatsrecht an das Pforzheimer Frauenkloster, das bis zu seiner Auflösung im Zuge der Einführung der Reformation in der Stadt Pforzheim das Recht der Pfarrbenennung ausübte. Seit 1370 war die Pfarrei Ispringen dem Kloster sogar inkorporiert. Einige der vom Kloster eingesetzten Pfarrer waren der "Pfaffe Berthold" (1364), Berthold Rütehüte (1415), Hans Wyler (1430) und Hans Trigel (1462), der wohl dem bekannten Adelsgeschlecht der Triegel von Owisheim angehörte. Zum Teil übten diese Pfarrer ihr Seelsorgeamt nicht selbst aus, sondern bezogen die Erträgnisse der Pfarrpfründe und hatten gegen ein geringes Entgelt für die Seelsorgearbeit einen "Leutpriester" angestellt, von denen einer im Jahr 1272 genannt wird. Die Frage, wer nun eigentlich im hohen Mittelalter Ortsherr, d. h. Gerichtsherr von Ispringen war, läßt sich nur schwer und unvollständig beantworten. An und für sich lag der Ort im Enzgau, dessen größter Teil bis 1110 zur Grafschaft der Wolfram-Zeisolfe gehörte. Vom Kirchlichen her gesehen, waren dagegen die Grafen von Calw zuständig. Im Jahre 1339 besaß das Pforzheimer Frauen-

kloster in dem Ort zwei Höfe, die es von einem Erwin Rümmelin gekauft hatte. Bis zum Jahre 1387 waren mehrere Einwohner von Ispringen den Rittern von Enzberg leibeigen. 1486 besaß das mehrfach genannte Pforzheimer Dominikanerinnenkloster in Ispringen einen "Oberhof", den es der Familie Rüttelhut und dem Hans Gramm in Erbpacht gegeben hatte. Das Frauenkloster in Pforzheim war abhängig von den Markgrafen von Baden, denen diese Stadt gehörte. Alle seine Rechte und Besitzungen, die es meist von den Herren von Enzberg erworben hatte, kamen nach der Reformation und der Aufhebung des Klosters an die Markgrafen, die spätestens von da an Landes-

herren der Ispringer waren. Insbesondere hatte der Markgraf den "Oberen- oder Grafenhof" zu verleihen, dessen Beiname auf ehemalige Zugehörigkeit zu den Grafen von Löwenstein deutet. Die Markgrafen von Baden-Durlach führten in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts im Ort den lutherischen Glauben ein. Die Reformation hat die Er scheinung des Dorfes bis in das letzte Jahrhundert hinein entscheidend geprägt. Die allerdings erst im Dreißigjährigen Krieg aktenmäßig nachzuweisende Schule ist sicherlich schon in der Reformationszeit entstanden. Wieviel die Religion für den Ort bedeutete, zeigte sich besonders in den Tagen des Pfarrers Georg Friedrich Haag, der um



Ispringen: Fachwerkhaus Eisenbahnstraße 13

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

die Mitte des vorigen Jahrhunderts Ispringen zum Mittelpunkt einer Erweckungsbewegung machte und entgegen den Bestrebungen der Evangelischen Landeskirche an der reinen lutherischen Lehre festhalten wollte.

Erst seit etwa 100 Jahren bestimmen zunehmend weltliche Faktoren das Geschehen im Ort, der sich in Anlehnung an die Pforzheimer Industrie von einem agrarisch bestimmten Dorf mehr und mehr zu einer Wohngemeinde entwickelt hat, deren Einwohner auf Arbeit in die benachbarte Industriestadt gehen. Längst sind die ältesten Ispringer Familiennamen Schönherr, Rüttelhut, Gramm, Muschelbach und Hündlin, ausgestorben und vergessen, ein Anzeichen dafür, daß auch in den kleinen Dörfern wie in den großen Städten die Zustände dem Wechsel unterworfen und unbeständig sind. "Schultheiß und Gericht", die Vorläufer des heutigen Bürgermeisters und Gemeinderats, stellten am Valentinstag 1516 eine besiegelte Urkunde aus. So alt und sicherlich noch einige Jahrzehnte älter ist in Ispringen die gemeindliche Selbstverwaltung! Einst liehen sich die Bewohner bei geistlichen Stiften Geld, z. B. beim Frauenkloster, der St. Michaelsstiftskirche und beim Spital in Pforzheim. Aber auch die Heiligenfonds zu Büchenbronn und Brötzingen, die Frühmeßpfründen in Brötzingen und Ellmendingen und die St. Lamprechtspflege in Ispringen selbst traten als Kreditgeber der Ispringer Einwohnerschaft auf. Dies wiederum zeigt, daß der heilige Lamprecht der Patron der Ispringer Kirche war. Nach der Reformation sind die geistlichen Verwaltungen in Pforzheim und Durlach, die diese Heiligenfonds in ihre Obhut genommen hatten, Kreditoren der Ispringer. Im Jahre 1572 stellte die Gemeinde dem Markgrafen Carl einen Gültbrief in Höhe von 990 Gulden aus, wahrscheinlich zur Begleichung von Steuerrückständen. Im Jahre 1741 aber kaufte die Gemeinde von dem Königsbacher Freiherrn



Ispringen: Giebelhaus Häldenweg 16
Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

Johann Daniel von St. André für 600 Gulden den auf ihrer Gemarkung gelegenen sogenannten Obristenwald.

So sehen wir auf vielen Gebieten: Beständig allein ist der Wechsel! Als Hauptursache für die vielen einschneidenden Veränderungen im gemeindlichen Leben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ist die starke Vermehrung der Bevölkerung anzusehen. Als im Jahr 1709 nach dem Regierungsantritt des Markgrafen Karl-Wilhelm, des späteren Gründers von Karlsruhe, die Untertanen dem neuen Landesherrn huldigen mußten, wurden in Ispringen 47 Huldigungspflichtige, d. h. über 16 Jahre alte männliche Einwohner, festgestellt. Im Jahre 1809 hatte Ispringen dagegen schon 723 Einwohner, für die 86 Wohn- und 81 Nebengebäude zur Verfügung standen. 1950 zählte die Gemeinde einschließlich des Katherinentalerhofs und des Gemeindehauses 2 843 Einwohner, von denen 2 450 dem evangelischen und 361 dem katholischen Bekenntnis angehörten. Eine seit 1809 so vielfach angewachsene

Bevölkerung auf der gleichbleibenden Gemarkungsfläche von 821 Hektar kann sich nicht mehr nur von der Landwirtschaft und dem Mühlengewerbe ernähren. Arbeit in der Industrie und Industrie selbst sind seit einiger Zeit die Losung auch in Ispringen, und der Wohlstand und der Lebensstandard hängen auch in Ispringen davon ab, wie sehr es die Menschen verstehen, die Technik zu beherrschen. Daß aber in dieser mechanisierten Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, der auch die heutigen Ispringer angehören, die Menschen nicht seelenlos werden, dafür sorgt eine in den örtlichen Vereinen intensiv betriebene Kulturpflege, eine der positivsten Seiten des modernen ländlichen Gemeindelebens. In dem Vereinsleben der Gemeinde hat sich besonders der vor 100 Jahren gegründete Männergesangverein Ispringen einen hervorragenden Platz errungen.

"An Volkers Bach"

Aus der Geschichte eines Albgaudorfes

Inmitten herrlicher Wälder liegt auf den anmutigen Höhen zwischen Alb- und Murgtal der Ort Völkersbach. In seinem Namen steckt verborgen der uns von der Nibelungensage her vertraute alte germanische Personenname Volker. Deutlich zeigt dies die erste Erwähnung des Dorfes in einer Urkunde vom März 1254: "Volchersbahe" wird der Ort darin genannt. Er gehörte damals einem Rittergeschlecht "von Owisheim". Diese aus unserem Kraichgau stammenden Owisheimer waren die ersten bekannten Herren des Dorfes und Dienstleute der Herren von Eberstein. In der obenerwähnten Urkunde gaben diese ihren Dienstleuten, den Brüdern Kuno, Wolftrigulo, Berthold und Kraft von Öwisheim die Erlaubnis, das Dorf Volchersbahe dem Kloster Frauenalb zu verkaufen. Der Verkauf wurde getätigt am 22. September 1255. Seitdem gehörte Völkersbach zu der Klosterherrschaft Frauenalb und verblieb dort bis zur Säkularisierung des Klosters im Jahre 1803. Denn laut der Verkaufsurkunde, die jetzt im Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt wird, erwarb die Äbtissin von den Owisheimern das Dorf "mit allem Recht und Nutzen und anderem Zubehör, nämlich Vogteirecht, Höfen, Menschen, dem Patronatsrecht über die Kirche, Gerichten, Wäldern, Wiesen und Weiden".

Die Äbtissin des Klosters war den Völkersbachern zumeist eine gute Landesherrin. Im Jahre 1340 schloß sie mit dem Abt von Herrenalb einen Vertrag, um die Rechte der Völkersbacher im Wald von Malsch zu wahren. Malsch ist eine um Jahrhunderte ältere Siedlung als Völkersbach. Da im hinteren Albtal niemals größere Siedlungen bestanden, können die Völkersbacher Höhen nur von der Rheintalseite, also von Malsch aus besiedelt worden sein. Daraus erklärt sich, daß die Einwohner des neuen Dorfes im Wald ihrer Ursprungsgemeinde noch Holz hauen durften, obwohl sie bereits eine eigene Gemeinde bildeten. In dem genannten Vertrag vom Jahre 1340 wurde nun festgelegt, daß die Völkersbacher im Wald der herrenalbischen Gemeinde Malsch Holz hauen durften wie die Malscher selbst. Sie mußten aber die Vorschriften befolgen, die die Gemeinde Malsch für das Holzhauen im Wald erließ, doch war es Malsch verboten, für die Völkersbacher Ausnahmevorschriften zu erlassen.

Eine weitere Stütze findet die Annahme, daß Völkersbach von der Rheintalseite her gegründet wurde in den kirchlichen Beziehungen des Ortes. Schon 1254 bildete Völkersbach eine Pfarrei mit eigener Pfarrkirche. Der damalige Pfarrer hieß Ulrich, aus dem Jahre 1295 ist ein Pfarrer Heinrich von Völkersbach bekannt. Nun gehörte aber die Pfarrei Völkersbach noch im Jahre 1464 nicht zum Dekanat Ettlingen, sondern zum Dekanat Kuppenheim. Das Recht, dem Bischof von Speyer eine Persönlichkeit für die



Völkersbach

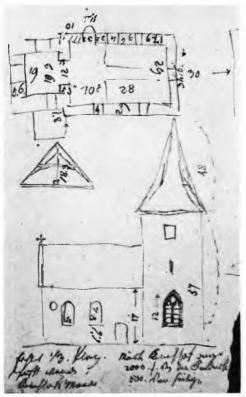
Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

Völkersbacher Pfarrerstelle vorzuschlagen, stand jedoch bis 1803 der Äbtissin von Frauenalb zu. In einer Urkunde vom Jahre 1488 heißt es deswegen: "Die Pfarr zu Volckerspach hat min frauw von Alb zu lyhen".

Viele Streitigkeiten entstanden um den Wald, der im Mittelalter die Existenzgrundlage der Bewohner bildete. Aus dem Jahre 1458 ist das Protokoll der Vernehmung des Hans Hermas und Hans Eblin erhalten, die als Zeugen in einem solchen Waldprozeß aussagten. Sie waren "Geschworene Richter" ihrer Heimatgemeinde und, wie es in dem Protokoll heißt, Leibeigene des Klosters Frauenalb. Im Jahre 1444 entschieden markgräflich-badische Richter in einem Prozeß der Gemeinde Völkersbach mit der Gemeinde

Sulzbach, daß die Völkersbacher "aus fahren sollten den sulzgraben abe über den Berchtenacker und in den Hannwegk, und den Hannwegk abe bis in die straße, und über die sulzwiesen zum loch zu in die Lindenhart". Damit erhielten die Völkersbacher die Möglichkeit, aus diesem Wald Holz zu holen und ihr Vieh dorthin zu treiben.

Schon als Frauenalb das Dorf von den Owisheimern kaufte, dürften die Völkersbacher insgesamt entweder leibeigen oder Hörige gewesen sein. Im Jahre 1406 wurde Werntrud, die Tochter des Hermann Hiller von Völkersbach und Leibeigene des Klosters Herrenalb, vom Kloster gegen eine Leibeigene der Grafen von Eberstein ausgetauscht. Die Veranlassung für diesen Tausch



Rohskizze der Kirche von Völkersbach aus dem Jahre 1835, noch den originalen Turmhelm zeigend

dürfte darin gelegen sein, daß Werntrud sich mit einem ebersteinischen Leibeigenen verheiratet hatte, ihre "Tauschpartnerin" dagegen einen herrenalbischen Leibeigenen heiraten wollte. Die Leibeigenschaft selbst machte sich am stärksten in finanziellen Abgaben an den Leibherrn geltend. Allerdings mußte sich ein Leibeigener, ehe er sich dauernd vom Ort entfernen durfte, von der Leibeigenschaft durch Entrichtung einer Taxe loskaufen. Erst im 18. Jahrhundert wurde die Einrichtung beseitigt.

Über die neuzeitliche Geschichte von Völkersbach unterrichten uns die Quellen ausführlicher. In einem Protokoll über eine Visitation der Pfarrei im Jahre 1683 wird erwähnt, daß zu ihr einschließlich Moosbronn etwa 30 Familien gehörten. Wenn man die Familie zu 8 bis 9 Personen rechnet, zählte die Gemeinde also noch keine 300 Einwohner. In weiteren Visitationsberichten, z. B. vom Jahre 1701, hatte sich die Zahl der Familien nur unwesentlich auf 41 und bis 1715 auf 43 erhöht.

Heute zählt der Ort dagegen über 1000 Einwohner. Es ist verständlich, daß die Land- und Forstwirtschaft allein der um das Vielfache vermehrten Einwohnerschaft keine genügende Existenzgrundlage mehr bieten kann. So holten sich im 19. Jahrhundert die Völkersbacher Heimarbeit in ihre Häuser. Der Ort wurde ein Schneiderdorf, dessen Handwerker für die großen Betriebe des Bekleidungsgewerbes in Karlsruhe und Ettlingen arbeiteten. Mehr und mehr sind indessen die Uniformfabriken und Bekleidungsindustriebetriebe dazu übergegangen, ihre Erzeugnisse in eigenen Produktionsstätten vornehmlich von den billigeren weiblichen Arbeitskräften herstellen zu lassen. So wandern nun auch in steigendem Maße die jungen Völkersbacher als Arbeiter in die Fabriken des Karlsruher Wirtschaftsraumes. Die mächtigen Omnibusse der Bundespost stellen namentlich in den Morgen- und Abendstunden und zu den Zeiten des Schichtwechsels eine leichte und vielbenutzte Verbindung zwischen dem Dorf und der Stadt her.

Es ist, als ob der Geist unseres gehetzten und doch nach noch immer höheren Geschwindigkeiten gierenden Zeitalters sichtbar in das Dorf einbräche, wenn am Samstagmittag eine Kolonne von drei, vier Omnibussen voll sich drängender Menschen in den Ort einfährt. Aber tags darauf hören wir wieder das stille Rauschen der Wälder und den wohltuenden Klang der Glocken, und Wanderer kommen herauf in das Dorf, um an dem Sonntagssegen der Ruhe und der Stille teilzuhaben, der auch heute noch wie in den besinnlichen Tagen der einstigen Klosterherrschaft über dem schönen Ort liegt.

Kleinod auf dem Kalksteinfelsen

Von Gernot Umminger, Freiburg

Eine Perle unseres Kraichgaues ist Gochsheim. Malerisch auf einem Muschelkalksporn über dem Kraichbachtal gelegen, spart das über 1100 Jahre alte Städtchen auch heute nicht mit malerischen Reizen. Gochsheims Fachwerkbauten gehören mit zu den berühmtesten der Umgebung; die Giebel in den von der einzigen Hauptstraße abzweigenden schmalen Gäßchen bilden für jedes Malerauge entzückende Spitzweg-Winkel, ebenso die zahlreichen alten Brunnen. Fast scheint es so, als ob die Gegenwart keinen Zutritt in dieses verträumte Stadtidyll hätte. Die beiden Industriebetriebe, ein Ziegelwerk und ein Sägewerk, liegen weit unten im Tal, außerhalb der erhaltenen Ringmauern des mittelalterlichen Stadtkerns.

Die erste urkundliche Erwähnung als Gozbodesheim findet sich im Jahre 804 im Kodex des Benediktinerklosters Lorsch, welches seit dem achten Jahrhundert als Grundherrschaft zahlreichen Besitz im Kraichgau erwarb. Die freien Bauern Wigbalt und Reckio in Menzingen schenkten damals dem Kloster Lorsch u. a. vier, auf Gochsheimer Gemarkung liegende Tagewerke an Ackern und dazu noch eine Wiese nebst sechs Leibeigenen. Diese vier Morgen sind heute noch als Flurname "Zu den vier Morgen beim Gewann Fürt" erhalten. Die nächste Erwähnung von Gochsheim erfolgt dann bereits wieder 60 Jahre später, am 23. Mai des Jahres 868. Der deutsche Kaiser, Ludwig der Deutsche, schenkte dem Benediktinerkloster Lorsch drei Huben Herrschaftsgut, 17 Huben Knechts- oder Dienergut auf Gemarkung Gochsheim und 146 Leibeigene: "in villa vel marcha Gozbotesheim 3 huobas in dominicum, 17 huobas serviles, 146 clienti". Gochsheim war ein wichtiger, alter Königsbesitz, denn hier überschritt die bedeutende, von Speyer über Stettfeld nach Cannstatt ziehende Römerstraße den Kraichbach. Überhaupt scheint Gochsheim der östlichste Stützpunkt des sich um Bruchsal erstreckenden fränkischen Reichsgutkomplexes gewesen zu sein. Dabei lag das alte Dorf Gozbodesheim unten in der Talebene des Kraichbachs, bei der Einmündung des Börsbaches in den Kraichbach. Viele Gewannbezeichnungen, wie etwa, "Im alten Dorf", "bei der alten Kirche", "im Katharinenhäuschen" u.a.m. erinnern bis auf den heutigen Tag an diesen alten dörflichen Vorläufer der späteren hoch über dem Kraichbachtal entstandenen Stadt Gochsheim. Im 10. und 11. Jahrhundert siedelten die Dorfbewohner zu der Burg auf der nahen Anhöhe um. Auf dem Kalksteinfelsen lag bereits die Ebersteinische Burg und der neue Burgweiler wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dann auch mit einer Ringmauer umwehrt. Für Scheunen und Ställe hatte man im engen Raum des Burgfleckens allerdings keinen Platz; deshalb mußte sich, wer nicht auf einem Handwerk oder in den gräflichen Weinbergen arbeitete, am Berghang in der Vorstadt niederlassen. Hier lagen dann der Hirzberghof und der Symodenhof, die später in den Besitz der Freiherren von Mentzingen übergingen. Am Osthang der Anhöhe über dem Kraichbachtal, am sogenannten "Wagenhals", lag der "Große Hof" und gegenüber der "Kleine Hof", von dem die alte Toreinfahrt aus dem 16. Jahrhundert noch erhalten ist. Daneben werden aus jener frühen Zeit der "Widumhof", der "Pfauenhof", und der "Sickinger Hof", die sich alle aus dem von Kaiser Ludwig dem Deutschen geschenkten Kloster Lorscher Herrschaftsgut entwickelt hatten, genannt.

Nach Abschluß der verschiedenen Bauperioden hatte die Siedlung, die seit dem Jahre 1220 durch den Hohenstaufenkaiser



Friedrich II. Stadtrecht besaß, auf dem des Jahres 1420 erhalten. Jeden Mittwoch

Muschelkalksporn vier Tore: das obere, mittlere, untere und "rote" - oder "Tränk-Tor". Die Ritter von Northeim saßen als Vasallen der Ebersteiner auf dem Symodenhof und stifteten nach der Stadtrechtsverleihung die Stadtkapelle "zur frühmeß unsrer lieben Fraw" (Marienkapelle), aus der später die städtische St. Martinskirche wurde. Als Stadt wird Gochsheim dann erstmals 1272, vier Jahre nach dem Tod des letzten Hohenstaufen, Konradin, erwähnt. Am 25. August 1406 bestätigte König Ruprecht als Ruprecht III. Kurfürst von der Pfalz am Rheine (1352-1410) - der im Jahre 1400 für den abgesetzten König Wenzel zum deutschen König gewählt wurde, dem Grafen Wilhelm von Eberstein die Jahrmärkte, Wochenmärkte und die Gerichtsbarkeit, "wie sie bisher gewesen und redlich hervorgebracht waren" und verlieh den Gochsheimern "mehr Stadtrecht als es die Bürger zu Bretten haben". Diese Urkunde ist im Vidismus des Bischofs Raban von Speier vom 20. Januar

fanden die Wochenmärkte, am St.-Johannes-Baptistentag (24. Juni) und Sonntag vor St.-Gallustag (16. Oktober) die Jahrmärkte statt. Später kamen noch drei Viehmärkte dazu. Im zwölften, dreizehnten und in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unterstand Gochsheim den Bischöfen von Speyer. Von 1358 bis 1504 herrschten die Kurfürsten von der Pfalz. Im September des Jahres 1504 wurde Gochsheim von Herzog Ulrich von Württemberg "mit Gewalt eingenommen" und in das Herzogtum Württemberg einverleibt. Von 1505 an galt also für die Gochsheimer das herzoglich-württembergische "gemeine Landrecht". Der Gochsheimer ehemals kurpfälzische Schultheiß, die Richter und Räte von Gochsheim verweigerten dem Herzog Ulrich von Württemberg aber die Huldigung; deshalb wurden sie "gefänglich eingezogen" und acht Monate ins Gefängnis zu Vaihingen geworfen. Erst am 31. Mai des Jahres 1505 verschrieben sie dem Herzog Ulrich, daß sie nunmehr "Gefolgschaft leisten wollten" und verpflichteten sich, über die Mißhandlungen, die sie während ihrer Gefangenschaft erlitten hatten, Stillschweigen zu wahren, "bei Strafe an Leib und Gut".

Nach wie vor aber blieben die Ebersteiner, die in Gochsheim seit alter Zeit reich begütert waren, die Lehensträger. Graf Bernhard von Eberstein begann 1521 mit neuen Schloßbauten, zu denen noch im Jahre 1566 gefrondet werden mußte. Auf Grund des mittelalterlichen Feudalrechtes konnten die Bewohner nur in seltenen Fällen eigenen Grund und Boden erwerben. Das meiste gehörte von vornherein den Grundherren, den weltlichen wie den geistlichen; so müssen wir annehmen, daß sich auch in Gochsheim eine große Zahl leibeigener Bauern befand. Bis zu drei und vier Tagen in der Woche, bei der Frühjahrs- und Herbstbestellung, vor allem dann aber auch bei der Ernte selbst, oft noch mehr, hatten sie auf den herrschaftlichen Gütern zu fronen. Es nimmt uns daher gar nicht im mindesten wunder, daß in den Bundschuhverschwörungen und im Bauernkrieg 1525 manche der Fronhöfe in Flammen aufgingen. Sogenannte Erblehensgüter besaßen die geistlichen und weltlichen Grundherren nicht nur in Gochsheim selbst, sondern auch in den benachbarten Orten u. a. in Bahnbrücken, Büchig bei Bretten, Münzesheim und Zaisenhausen. Ursprünglich wurden diese Güter an die "Hübner" meistens "auf ewige Zeiten" verliehen, d. h. sie blieben in der Familie; nach dem Dreißigjährigen Krieg ging man von dieser Gepflogenheit ab, die Höfe wurden jetzt nur noch auf eine bestimmte Zeit weggegeben. In beiden Fällen hatte der "Hübner", wie wir weiterhin sehen werden, erhebliche Abgaben zu leisten, die sehr oft das Maß des Erträglichen in schlechten Jahren vor allem, bei Mißernten, weit überschritten. In Münzesheim hatte so der Pächter beispielsweise alle Jahre mindestens 10 Malter Korn, 6 Malter Dinkel, 8 Malter Hafer abzuliefern. Noch höher

waren die Abgaben und Lasten des Sickinger Hofes: hier betrugen sie gar 12 Malter Roggen, 14 Malter Spelz und Dinkel und 10 Malter Hafer. Zur Gochsheimer Kirche gehörten — um nur einiges zu nennen — ein Hofgut in Büchig bei Bretten mit 53 Morgen Grundbesitz, zwei Huben in Münzesheim mit je 411/2 Morgen, das Königsgut in Zaisenhausen mit 501/2 Morgen und der bereits oben genannte Sickinger Hof, der allerdings auf Gochsheimer Gemarkung lag. Man darf sich allerdings diese Höfe nicht als arrondierte Gutshöfe unserer Tage vorstellen! Vielmehr waren die Grundstücke über die ganze Gemarkung zerstreut, so daß die Hübner aus der Arbeit kaum herauskamen. Mancher hatte sich sein ganzes Leben lang mühselig zu plagen, ohne jemals auf einen grünen Zweig zu kommen. Von imponierender Größe waren die weltlichen Erblehen. So nannte der "Große Hof am Wagenhals" nicht weniger als 344 Morgen an Grund und Boden sein eigen. Dieser Hof, dessen Gebäude mitten im Städtchen in der Nähe der heutigen Kirche standen, war ursprünglich befestigt und mit flankierenden Ecktürmen versehen. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die auf diesem Hof lastenden Abgaben recht hoch angesetzt waren: 80 Malter Korn, 110 Malter Dinkel, 110 Malter Hafer, 100 Büschel Stroh u.a.m. Um das Jahr 1500 stürzte einer der Ecktürme dieses "Großen Hofes am Wagenhals" ein und zertrümmerte die damalige "Untere Herberge", das Gasthaus zum "Schwanen".

Das Fronen für die Herrschaft gab immer wieder zu Klagen Anlaß. So berichten uns die Fronakten (1409—1711), daß 1521 der Statthalter und Regent zu Stuttgart über eine Klage der Gochsheimer gegen Graf Bernhard zu Eberstein wegen Fronschuldigkeit beim Schloßneubau entschied. Durch kluge Heiratspolitik banden die Ebersteiner das Haus Fürstenberg und die mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen an ihre Familie, wobei sie Feudalbesitz am oberen Neckar

und im Breisgau erwarben. Graf Wilhelm IV von Eberstein führte 1556 in Gochsheim die Reformation ein, unterstützt von den Frei herrn von Mentzingen, die gleichfalls zum neuen Glauben übergetreten waren. Im Jahre 1698 erhielten auf Fürbitte der Mentzingen viele des Glaubens wegen aus Piemont in Oberitalien vertriebene Waldenser die Erlaubnis, sich in württembergischen Orten niederzulassen. So kamen damals auch nach Gochsheim Waldenser, welche bis 1795 in Großvillars eingepfarrt waren. Die Waldenserkolonie von Gochsheim - Augustistadt - lebte allerdings von vornherein mit der deutschen Nachbarschaft auf schlechtem Fuße; obwohl sie zum Teil neue Methoden für den Ackerbau und die Viehzucht mit brachten - die aus Hochgebirgstälern stam menden Waldenser kannten weder Pflug noch Zugtiere, noch viel weniger unsere landesüblichen Fruchtfolgen und den Flurzwang - und teilweise zu hohem Ansehen gelangten, gab es kaum Heiraten zwischen den Waldensern und den Einheimischen. Ob gleich Herzog Friedrich August sich alle erdenkliche Mühe und Sorge gab, um die welsche Kolonie Augustistadt zu Gochsheim zu blühendem Leben zu bringen, mißlang der Versuch doch vollständig und so gründ lich, daß die ganze Waldenser-Ansiedlung sich wieder auflöste. Überhaupt war es ein typischer Zug der Gochsheimer Waldenser, daß sie von Anfang an das Bestreben zeigten, wieder auszuwandern. Wohl wurden die wieder Weggezogenen durch Neuankömmlinge anfänglich immer wieder ersetzt - so tauchen Jahr für Jahr in den von Alban Rößger, dem bedeutenden Waldenserforscher, aufgezeichneten Einwohnerlisten, neue Namen auf - aber im Jahre 1728 sind bereits nur noch 18 welsche Familien in der Kolonie Gochsheim ansässig, deren Spuren sich in den folgenden Jahrzehnten verlieren. Die einheimische Bevölkerung war den im Herzogtum Württemberg und in der Markgrafschaft Baden-Durlach ansässig gewor-

denen Waldensern ablehnend, ja zunächst sogar feindselig gegenübergestanden; sah man doch in diesen französischen Zuwanderern dieselben Franzosen, die unter Ludwig XIV. die Oberrheinlande - und ganz besonders eben auch beim "Großen Brand" im Jahre 1689 Gochsheim - in eine Wüste verwandelt hatten. Man wußte es im einfachen Volk ja nicht, daß es derselbe französische König war, der zeitweise im Bunde mit dem Herzog von Savoyen die Waldenser aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Man begegnete den Flüchtlingen aber auch mißtrauisch von seiten der lutherischen Kirche, und von einschneidender Bedeutung wurde ferner ein kritisches Gutachten der theologischen Fakultät in Tübingen, das die Waldenser als Calvinisten bezeichnete. Andererseits brauchten die Regierungen jedoch auch dringend Menschen für die durch den Dreißigjährigen Krieg und die nachfolgenden Kriege - vor allem unsere heimische "Pfalz am Rheine" war ja immer und immer wieder der traurige Schauplatz des ganzen "europäischen Kriegstheaters" — entvölkerten Landstriche und so setzten sie sich über diese kirchlichen Bedenken hinweg. Über ein Jahrhundert führten die Waldenser ein Eigenleben — kirchlich und sprachlich sogar auf den Friedhöfen ruhten die Waldenser getrennt von den Lutheranern. An die Stelle der Pfarrer aus den "Alpen-Tälern" traten später immer mehr reformierte Geistliche aus der Schweiz und der Kurpfalz. Eine deutliche Sprache reden bis auf den heutigen Tag immer noch die zahlreichen fremden Ortsnamen im östlichen Kraichgau bei Bretten und im Enzgebiet im Umkreis von Mühlacker: Groß- und Kleinvillars, Corres, Pinache, Serres, Perouse, Palmbach (aus La Balme entstanden), Nordhausen im Zabergäu (trat an die Stelle von Mentoulles), Schönenberg bei Oetisheim (hieß bei seiner Gründung Des Mûriers) und ein Dorfteil von Wurmberg bei Pforzheim führte den Namen Lucerne. Alle diese Siedlungen, zu



Schloß Gochsheim

Foto: G. Umminger

denen auch Welschneureut in der Rheinebene bei Karlsruhe (heute Neureut-Süd) und wenigstens teilweise die Orte Untermutschelbach bei Palmbach und Neubärental bei Wurmberg gehören, stellen Waldensersiedlungen dar. Noch heute heißt das früher zur Gochsheimer Waldensergemeinde Augustistadt gehörende Grundstück "Welscher Acker" und die "Welsche Gasse" von Dürrmenz (Mühlacker) bildete ursprünglich die Siedlung Du Queyras. Darüber hinaus geben uns aber auch die Familiennamen wie Armand, Ayasse, Baral, Blanc, Bonnet, Castan, Charrier, Clapier, Come, Costabel, Gille, Gros, Jourdan, Maneval, Mondon, Roux, Servay, Talmon, Vincon und Vinnai wertvolle Hinweise. Recht ungünstig wirkte sich bei fast allen Waldenseransiedlungen insgesamt die Anlage der typischen Reihensiedlungen am Rande bestehender Gemarkungen aus, die damit verbundene Zuteilung einer oft zu kleinen Acker- und Wiesenfläche und

vor allem eben allzu kleiner Waldanteile. Gerade ihre "Waldfeindlichkeit" — aus ihrer heimischen Wesensart und Wirtschaftsform des Alpenlandes umweltsbedingt — machte die Waldenser bei den einheimischen Bauern und erst recht bei den Förstern unbeliebt. So ist die Siedlung Sengach bei Enzberg nach einem früheren Wald benannt, den die Waldenser gerodet, nach einheimischer Darstellung "verwüstet" hatten! In jüngster Zeit hat Dr. E. Hirsch gerade über Herkunft und Sprache der Waldenseransiedlungen in Südwestdeutschland Wesentliches veröffentlicht.

Zu einem großen Krach kam es unter der Herrschaft der Gräfin Witwe Eleonore in Gochsheim. Diese Edeldame war alles andere als edel, ja sie behandelte ihre Untertanen hart und streng bis ungerecht. So ließ sie die Schildwirte in den Turm sperren, weil sie ihren teueren Wein nicht kaufen wollten. Die Grafen von Eberstein waren als Feudalherren nämlich auch die weltlichen Gerichtsherren in Gochsheim. Es gab ein städtisches Gefängnis und einen Turm, zu dessen Unterhaltung die Stadt Gochsheim verpflichtet war. Daneben besaß die Herrschaft weitere eigene Gefängnisse in den Verliesen der alten Ebersteiner Burg und in den Schlössern. Im Jahre 1677 ließ die Gräfin Witwe Eleonore den Gochsheimer Schultheißen mit samt den Richtern und Räten zehn Tage auf dem Rathaus einsperren, weil sie ein Pferd in Pfand nahmen, das für die Gräfin zum Fronen eingespannt war. Eleonore beschlug weiter mit ihrem Vieh in höchst selbstherrlicher Art und Weise die allgemeine Viehweide, und diese ungerechtfertigte Maßnahme erregte so großes Mißfallen der Bürger Gochsheims, daß Herzog Friedrich Carl zwischen der Gräfin und der Gemeinde unter dem Stuttgarter Datum vom 20. Januar des Jahres 1678 einen Schiedsspruch ergehen ließ, in dem die Gräfin Witwe Eleonore aufgefordert wurde, die "übermäßigen Strafen abzutun" und die Untertanen nach dem herzoglich Württembergischen "gemeinen Landrecht" gerecht zu behandeln.

Wer zweifelt, wenn er die erhaltenen Mauern Gochsheims sieht, an der einstigen Wehrhaftigkeit des Städtchens? Und aus der Geschichte deutet die Volkssage denn auch die Rose im Ebersteiner Wappen, wie wir auch auf einer hohen Brunnensäule das Wahrzeichen des Städtchens sehen: ein Mädchen mit einer Rose in der Hand! Einst soll ein Mädchen aus Gochsheim einem Herrn von Eberstein nämlich durch eine beim Tanz überreichte Rose in der Blumensprache noch rechtzeitig von einem Anschlag seiner Feinde gegen ihn und sein Schloß Gochsheim Nachricht gegeben haben, wodurch er sich noch rechtzeitig mit seiner Mannschaft gegen den heimtückischen Überfall rüsten konnte. Zur bleibenden Erinnerung an dieses Ereignis habe der Graf von Eberstein von dieser Zeit an seinem Eber im Wappen noch die Rose



Das "Scharfrichterhaus" zu Gochsheim Foto: G. Umminger

beigefügt und das Bild des Mädchens mit der Rose auf den Brunnen aufstellen lassen.

Die letzte Ebersteinerin, Kasimir von Ebersteins Tochter, brachte in die Ehe mit Herzog Friedrich August von Württemberg nur eine kleine Mitgift. Als "letzte Rose" von Schloß Eberstein, womit beziehungsreich genug auf die Rose im Ebersteiner Wappen angespielt wird, gebar sie aber ihrem Mann dafür vierzehn Kinder, acht Prinzen und sechs Prinzessinnen. Unter der Regierungszeit des Herzogs Friedrich August (1682 bis 1716) war Gochsheim Sitz des regierenden Hauses Württemberg, Neuenstadter Linie. Dieser am 12. März des Jahres 1654 geborene württembergische Herzog war offenbar - im Gegensatz zu Herzog Ulrich - sehr beliebt und geschätzt, weiß doch der Chronist von ihm zu berichten: "Er war ein Fürst von milder und freundlicher Gemütsart, gütig und gerecht gegen jedermann". Er war es auch, der den Gochshei-

mern nach dem "Großen Brand" (während der Franzosenkriege im Jahre 1689) beim Wiederaufbau ihres abgebrannten Städtchens jede nur mögliche Unterstützung zukommen ließ. Aus Erbitterung gegen diese große willkürliche Brandschatzung nannten zahlreiche Bürger Gochsheims - wie überhaupt auch vielfach die überlebenden Bewohner an anderen Orten und Städten der verwüsteten Pfalz es taten - ihre Hunde Mélac. Der ganze Haß und die tiefste Verachtung gegen den französischen Heerführer von 1689 reagierten sich mit dieser Namengebung wesentlich ab, wie auch bei weiteren beliebten pfälzischen Hundenamen dieser Zeit, von denen wir nur noch Tiras - eine volksetymologische Umdeutung des Namens des französischen Generals Duras (Mélac wurde übrigens in dieser Hinsicht auch sehr oft zu Mehlsack volksetymologisch entstellt) - anführen wollen. Auch die von Graf Bernhard von Eberstein im Jahre 1521 begonnenen Schloßbauten waren durch den "großen Brand" zerstört worden. Geblieben ist nur der vordere Teil, dessen profiliertes Eingangstor noch heute die Einlagen der ehemaligen Zugbrücke aufweist und über dessen Tor das württembergisch-ebersteinische Allianzwappen grüßt. Gochsheims Wiederaufbau als württembergische Stadt war unter Herzog Friedrich August eine echte Restauration, sozusagen eine originalgetreue Kopie, so daß man trotz des "Großen Brandes" heute wieder von einem spätmittelalterlichen Charakter sprechen kann, den Gochsheim, das Kleinod im Kraichgau, bis heute bewahrt hat. Nach dem Tode des milden, gütigen und gerechten Herzogs Friedrich August im Jahre 1716 herrschte die "letzte Rose" von Schloß Eberstein, Kasimir von Ebersteins Tochter, noch neun Jahre über Gochsheim, "sehr fromm, sehr wohltätig, sehr leutselig", ehe auch sie das Zeitliche segnete und neben ihrem Gatten in der Gochsheimer Stadtkirche beigesetzt wurde. Mit dem Erlöschen der Württemberg-Neuenstadter Linie kam Gochsheim — als eine wahre Pikanterie der Geschichte — durch herzogliche Schenkung an die ehemalige Landhofmeisterin von Würben, die unter dem Namen "von Grävenitz" bekannte Mätresse. Doch schon wenige Jahre nach diesem "Erwerb" — nämlich im Jahre 1736 — gab sie Gochsheim an das Haus Württemberg zurück.

Mit gemischten Gefühlen steht der Besucher unserer Tage vor einem stattlichen Fachwerkbau in Gochsheim. Das Mauerwerk trägt das aus neuerer Zeit stammende Gemälde eines Scharfrichters des fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist das "Scharfrichterhaus", in dem seit dem Jahre 1615 die Scharfrichter der Herzöge von Württemberg wohnten. Geheimnisvoll ist der Tod des letzten in der langen Reihe. August Stöhr erzählt von ihm: "Der Scharfrichter schnitt aus dem Haupthaar des Deliguenten, einer alten Sitte und überkommenen Rechtsnorm gemäß, eine Locke heraus. Dann verrichtete er sein grausiges Werk und schloß mit der Frage: ,Hab ich recht gerichtet'. Die Zeugen mußten bestätigen, daß er ,recht gerichtet habe', wenn er den Deliquenten mit einem Streich vorn Leben in den Tod gebracht hatte, ohne mit etwa benötigten weiteren Hieben unnötig gequält zu haben. Man entlohnte den Henker dann mit zehn Gulden. Das war viel Geld in damaliger Zeit. Hunger und Durst hatte er auch, und so suchte er auch bald ein Wirtshaus auf. Die ahnungslose Wirtin brachte dem ihr nur zu gut bekannten unheimlichen Gast Trunk und Essen. Beim Zahlen zog der Henker der Herzöge von Württemberg aus Gochsheim mit dem Geld auch unglücklicherweise die Locke mit aus der Tasche! Die Wirtin erkannte sie als eine aus dem Haar ihres Mannes. Den hatten sie vor einigen Tagen mitternächtig abgeholt. Sie wußte nicht warum; jetzt dämmerte ihr Furchtbares! Sie drang unaufhörlich in den verschlossen vor ihr sitzenden Scharfrichter. Dieser konnte letztlich den immer flehender werdenden Bitten der Frau nicht mehr widerstehen und brach

schließlich sein strenges Schweigegebot. Er gab der Wirtin auch die Locke, und erfüllte ihr damit ihren einzigen Wunsch; dann machte er sich auf den langen Heimweg. Wieder klingen eines Nachts geheimnisvolle Schläge an die Haustüre des Scharfrichters von Gochsheim. Wieder gürtet er sich um Mitternacht das schwere Richtschwert um, und wieder begleiten ihn vermummte Gestalten in den schwarzverhangenen - im ganzen württembergischen Land und auch den Nachbarherrschaften gefürchteten -Wagen zu einem unbekannten fernen Ziel. Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht warten daheim Frau und Kinder auf den Vater. So sehr sie auch hoffen, der Vater kommt nicht mehr zurück von seiner letzten Henkersfahrt. Er hatte sein strenges Schweigegebot gebrochen, weil er, der grausame Henker, in einer schwachen Stunde menschlich fühlte. Das mußte er mit dem gleichen Tod büßen, den er so oft manchem in seinem Leben bereiten mußte". Gewannamen wie "Hochgericht" und "Galgenberg" erinnern bis heute daran, daß hier zu Gochsheim einst die Henker der Herzöge von Württemberg lebten.

Wenn im "Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes" des alemannischen Mundartdichters Johann Peter Hebel, ein Franz Anton Egetmeier 1812 im tiefsten Rußland die Gefangenen fragt: "Sind keine Deutschen da?" und die Antwort dann lautet: "Deutsche genug! Einer ist von Mannheim, einer

von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte endlich von Gochsheim", so steht das Kraichgauer Kleinod auf dem Kalksteinfelsen mit in großstädtischer Umgebung. Doch gehört Gochsheim noch mit zu den bäuerlichen Gemeinden des Kraichgaues. Zwei größere Industriebetriebe, das Bott-Ziegelwerk und die Sägereibetriebe Keßler, haben wir bereits eingangs erwähnt. Groß ist die Zahl der Hinauspendler in die Bruchsaler und Brettener Industrie. Aber kaum ein Dorf oder Städtchen im Kraichgauer Hügelland hat sein Gesicht so stark der reichen historischen Vergangenheit zugewandt, wie das Burgstädtchen Gochsheim, welches seit dem 1. September 1971 mit zu der neugebildeten Stadt "Kraichtal" gehört.

Literatur:

Weiser, Emil, Geschichte der ehemals württembergischen Stadt Gochsheim im Kraichgau, Bruchsal 1912

Hirsch, Ernst, Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 24. Band, Stuttgart 1963

Miller, Max, Hrsg., Baden-Württemberg, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Sechster Band, Kröners Taschenausgabe Band 276, Stuttgart 1965

Schäfer, Hans, Die Burgen im Kraichgau zusammengestellt nach Landkreisen, Oberöwisheim 1971

Schwarzmaier, Hansmartin, Wappenbuch des Landkreises Bruchsal, hrsg. vom Landkreis Bruchsal 1971, erscheint gleichzeitig als Heft 26 der Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart)

Odenheim und sein Benediktinerkloster

Drei Siegfrieds-Brunnen

Umstrittene Nibelungenlied-Strophe der C-Fassung

Von Gernot Umminger, Freiburg

Zu allen Jahreszeiten wandern Naturfreunde gern in die stille Welt des Kraichgaues mit den einsamen Heckenwegen der Terrassen um die alten Gewanndörfer, in dieses Land mit seinen lichten Buchen- und Eichenwäldern, der Parklandschaft mit ihren verschwiegenen Talgründen, in denen die Bäche im sonnendurchglänzten August schwerblütig, temperamentlos und schläfrigem Gemüt gen Westen, dem Rhein entgegenfließen. Gemächlich nur stampfte bis vor wenigen Jahren - heute erfüllen moderne Omnibusse die Verbindung mit der großen Welt draußen - das Bähnchen, im Volksmund als "Entenköpfer", "Entenmörder" oder oft auch als "Feuriger Elias" bekannt, dem hochgelegenen Eichelberg zu. Weit reicht von dort oben der Blick nach Westen in das Kraichgauer Wellenland mit seinem Gleichmaß von Hügeln und Tälern, von endlosem Auf und Ab. Im Osten sieht man bis zum Odenwald und zum Stromberg- und Heuchelbergrücken, als dessen äußerster Eckpfeiler die Wälder des Tiefenbacher Kreuzberges erscheinen, während vom fränkisch-schwäbischen Schichtstufenland die in südlicher Richtung auslaufenden, in den nördlichen Schwarzwald übergehenden Hügelketten zu erkennen sind. Der Wein, den der Wanderer im Eichelberger "Rebstöckl" trinkt, läßt ihm die Farben ringsum noch viel tiefer erglühen, und das Buschwerk im offenen Rebenland, das auf dem Strom- und Heuchelberg in geschlossenen Laubwald übergeht, scheint fast schon herbstlich zu brennen. Das Feldkreuz auf halber Höhe des Eichelberger Kapellenberges bei der St. Michaelskapelle ist mit grünem Rebgerank geschmückt, an den

Händen des Heilandes hängen saftstrotzende Trauben in großen Büscheln. So danken die Menschen dem Schöpfer für die köstliche Ernte, mit der er sie wiederum beschenkt hat.

Auf der fröhlich auf- und abwärtsschwingenden Straße führt der Weg nach dem einstmals kurpfälzischen Hilsbach, das wegen seiner erhöhten und beherrschenden Lage oft als das "Rothenburg des Kraichgaues" bezeichnet wird. Lustig purzelt der Weg von Hilsbachs Höhe herab nach Tiefenbach - der Ortsname veranschaulicht deutlich genug die Muldenlage dieser Weinbaugemeinde - dem bedeutenden Marktflecken Odenheim zu. Odenheim zeigt breite, sauber gepflegte Straßen und alte Wirtshausschilder, vom "Ritter", vom "Ochsen", vom "Schwanen" und vom "Goldenen Engel" und das von der "Klosterschänke" in der Klosterstraße, die die Erinnerung an das ehemals bedeutende Benediktinerkloster wachhält.

Der historisch interessante Ort Odenheim ist zum erstenmal im Jahre 769 im Codex Laureshamensis, dem Güterverzeichnis des Benediktinerklosters Lorsch, das 763 durch den fränkischen Gaugrafen Cancor und seine fromme Mutter Williswind, Verwandte Pippins des Jüngeren, eingebettet zwischen der Bergstraße und dem Rheinstrom im hessischen Ried, gestiftet wurde, erwähnt. In dieser Urkunde widmet Udelfried dem Kloster Lorsch 110 Morgen Land in "Hodeheim", das dann bereits 779 als "Odenheim", 850 als "Otenheim", 1225 als "Otinheim" und 1447 als "Odenheym" erscheint. Die abgerundete und umfangreiche Urmark Odenheim, die Ortsnamenform ein aus dem Personennamen Oto, Odo zusammengesetzter patronymischer Ortsname und nicht etwa die alte romantisierende Deutung als "Heim des Odin"!!!) — ein größerer Reihengräberfriedhof des 6./7. Jahrhunderts, die mehrmalige Erwähnung im Lorscher Codex seit 769, dazu das St. Michaelspatrozinium der erhöht gelegenen Odenheimer Pfarrkirche, neben dem Petrusund Paulus-Patrozinium des im Jahre 1122 gegründeten Benediktinerklosters Odenheim, beweisen uns das hohe Alter dieser Kraichgaugemeinde.

In enger Bindung an das Dorf Odenheim und dessen Ortsadel - im Jahre 1270 wird der edelfreie Eberhard von Odenheim urkundlich genannt - wurde in einem abseitigen, stillen Seitental des Katzbachs, am Wigoldesberg, im Jahre 1122 eine Benediktinerabtei gegründet, ausgehend von dem, im Zuge der Cluniazensischen Reform 1059, durch den Calwer Grafen Adelbert wiederaufgebauten Aureliuskloster von Hirsau. Hirsau war nicht ohne Verschulden der alemannischen Grafen von Calw in Verfall geraten. Von Hirsau aus wurde das neue Benediktinerkloster am Wigoldesberg bei Odenheim im Auftrag der Gründer, der Kraichgaugrafen von Lauffen am Neckar, Graf Bruno, Erzbischof von Trier, und Graf Poppo III., regierender Graf im Kraichgau, Enzgau und Elsenzgau, mit zwölf Mönchen beschickt und noch im Gründungsjahr 1122 durch Kaiser Heinrich V. bestätigt. Diese umgehende Bestätigung unter dem 5. März des Jahres 1122 erfolgte wohl nur deshalb so schnell, weil der Mitstifter Graf Bruno von Lauffen als Erzbischof von Trier zugleich der Erste Rat und Reichskanzler Kaiser Heinrichs V. war. Im Gegensatz zu den übrigen Benediktinern, die schwarz gekleidet sind, trugen jene der Hirsauer Kongregation einen weißen Habit und darüber das große Weiße Skapulier. Die Odenheimer Benediktinermönche waren also weiß gekleidet.

Vogt über das neue Benediktinerkloster Odenheim wurden der Mitbegründer Graf Poppo III. von Lauffen und seine Nachfolger. Die Neugründung wurde von den beiden Brüdern aus dem angesehenen Geschlecht der Grafen von Lauffen sofort mit vielen Besitzungen ausgestattet, die sich in den Dörfern und Marktflecken Lauffen, Odenheim, Eichelberg, Tiefenbach, Landshausen und Großgartach befanden. Durch eigene Mittel konnte das Benediktinerkloster Odenheim sogleich auch noch Grundbesitz in Hambrücken, Forst, Östringen und Ubstadt erwerben.

Im Jahre 1161 bestätigte Kaiser Friedrich I., Barbarossa, den nun bereits umfangreichen Besitz des Benediktinerklosters am Wigoldesberg bei Odenheim. Durch eifrige Rodungstätigkeit der frommen und arbeitssamen Söhne des heiligen Benedikt von Nursia und weitere Schenkungen von Gläubigen fand sich bis zum Jahre 1161 Odenheimer Klosterbesitz auch in Kirchheim am Neckar, Bottenheim, Dürrenzimmern und Spielberg bei Brackenheim im Zabergäu, Schwaigern, Schluchtern, Neckargartach und Böckingen bei Heilbronn, Kleinsachsenheim bei Vaihingen, Aglasterhausen, Rettigheim, Elsenz, Wössingen und Bruchsal im Kraichgau; ferner in Großfischlingen bei Edenkoben, Lingenfeld und Germersheim in der Pfalz. Papst Lucius III. inkorporierte der Benediktinerabtei am Wigoldesberg im Jahre 1184 die Pfarrkirche zu Odenheim mit der Verpflichtung, die Seelsorge zu versehen. 1225 kamen noch die Gerechtsame von Waldangelloch, Michelfeld und Zeutern an das Benediktinerkloster Odenheim. Von den berühmten Reichsrittern von Sickingen wurde 1385 das Dorf Rohrbach am Gießhübel und von den Herren von Mentzingen 1426 das Dorf Landshausen käuflich erworben.

Nach dem Aussterben der Kraichgaugrafen von Lauffen im Mannesstamme im Jahre 1219 und mit dem Erlöschen des Odenheimer Ortsadels ging die Vogtei über das Kloster zu Odenheim auf die deutschen

Könige über. Im Jahre 1330 verpfändeten die Herrscher des Deutschen Reiches Römischer Nation ihr Vogteirecht über das Benediktinerkloster am Wigoldesberg zu Odenheim an die Hochwarte von Kirchheim, bis Bischof Gerhard von Speyer 1338 die Schirmvogtei erwarb. Im Jahre 1494 wurde das Benediktinerkloster Odenheim durch Kaiser Maximilian I., den "letzten Ritter", in ein weltliches adliges Chorherrenstift umgewandelt; bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte man die Gebäude wegen der immer unsicherer werdenden Zeiten und der vielen Fehden im Lande mit wehrhaften Mauern und Türmen umgeben. Aber trotz hoher Mauern und Türme ein nicht weniger gefährlicher Feind in das Benediktinerkloster Odenheim eingedrungen: die Lockerung der Ordenszucht, Luxus und Völlerei hatten die Oberhand über die strenge Beobachtung der Regel des heiligen Benedikt gewonnen! Auch hier im Pfälzer Land mußte Bischof Ludwig von Helmstatt zu Speyer — er regierte von 1478 bis 1504 - die Gebote seines bischöflichen Vorgängers Matthias von Rammung neu einschärfen, die dieser in Erinnerung an Zucht und Ordnung hatte erlassen müssen. So gab man sich in jener Zeit, wie Sebastian Brant in seinem "Narrenschiff" von 1494 geißelte, noch in der Fastenzeit dem "Tanzen" hin und ging erst zur Beichte, wenn die hölzernen Ratschen vor Ostern den Beginn der Gottesdienste verkündeten.

Die Bemühungen der Speyerer Bischöfe, das Benediktinerkloster Odenheim durch Anschluß an die Bursfelder Kongregation zu reformieren, hatten keinen Erfolg. Das Kloster Bursfeld an der Weser bei Göttingen war um das Jahr 1430 so verweltlicht, daß nur noch eine strenge Reform und der Zusammenschluß mit anderen Klöstern — die gleichfalls zur strengen Einhaltung der Ordensregel des heiligen Benedikt bereit waren — aus dem Verfall herausführen konnte. Papst Pius II. bestätigte und emp-

fahl die Bursfelder Kongregation in zwei Bullen von 1458 und 1461. In ganz kurzer Zeit gehörten 142 Klöster dieser Reformbewegung an. Aus dem Bistum Speyer waren die Klöster Hirsau, Sponheim und Gottesaue der Bursfelder Kongregation beigetreten. Im Jahre 1491 kam der Speyerer Bischof Ludwig von Helmstatt in Begleitung der Abte von Hirsau. Sponheim und Gottesaue nach Odenheim, um die Reformen durchzuführen. Zahlreiche Konventualen wurden entlassen und durch Mönche aus den bereits reformierten Konventen von Hirsau, Sponheim und Gottesaue ersetzt. Aber auch dieser Reformversuch konnte im abgeschiedenen Benediktinerkloster Wigoldesberg bei Odenheim nicht mehr viel helfen. Hatten schon immer die Söhne des zahlreichen Kraichgauer Adels im Odenheimer Benediktinerkloster Aufnahme gefunden, so erinnerten sich ietzt der Abt und seine alten Mönche, daß schließlich der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ihr weltlicher Schutzherr sei. Die adeligen Mönche setzten im Jahre 1494 mit Hilfe Kaiser Maximilians I. beim Papst die Umwandlung der Benediktinerabtei Odenheim in ein weltliches adeliges Chorherrenstift durch. Der Konvent, der außer dem Abt zwölf Professoren - davon zehn adelige und zwei bürgerliche - zählte, wurde zu einem Kapitel mit zwölf Kanonikaten. Der Abt wurde Stiftsprobst, der Prior Dekan und drei weitere Kanoniker Scholaster, Kantor und Kustos. Zehn Kanonikate waren nur Adeligen oder Rittern und die zwei übrigen nur in der Theologie oder den Rechtswissenschaften Graduierten zugänglich. Die Kanoniker des Chorherrenstiftes brauchten nicht unbedingt die Priesterweihe empfangen zu haben; sie waren nur für sechs Wochen im Verlaufe eines Jahres zur Anwesenheit verpflichtet und mußten im Frühjahr und Spätjahr dem Generalkapitel beiwohnen. Täglich hielten die Odenheimer Kanoniker — soweit sie ge-

rade anwesend waren - den Chordienst und beteten gemeinsam in der Klosterkirche, den Aposteln Peter und Paul geweiht, das Brevier. Christoph von Nippenberg wurde der erste Stiftsprobst. Sein Wappen ist heute noch an einem erhaltenen Gebäude des "Stifterhofes" eingemauert. Hatte schon das Leben nach der Regel des heiligen Benedikt in dem einsamen und, wie es scheint, verwahrlosten Gotteshaus am Wigoldesberg bei Odenheim den adeligen Mönchen nicht mehr gefallen, so fanden sie bald auch den einfachen Chordienst nicht mehr tragbar. Dazu kam, daß sie sich in dem Kampf zwischen der Kurpfalz und Württemberg bedroht fühlten, als Maulbronn und Gochsheim im Jahre 1504 von Herzog Ulrich von Württemberg eingenommen wurden. Damals geriet der Kurfürst und Pfalzgraf Philipp, weil er seinen Sohn Ruprecht unterstützte, mit dem Kaiser und Reich in Krieg und Herzog Ulrich, der Württemberger, unterstützte in der sogenannten "Bayerischen Fehde" den Kaiser und zog mit einem Heer gegen die Pfalz. An diesen bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg erinnert in Bretten, das damals am Tage Peter und Paul (29. Juni) unter äußerster Anstrengung der Bürger und Einsatz der kurpfälzischen Landsknechte, mit einem siegreichen Ausfall die Belagerung des schwäbischen Herzogs Ulrich sprengte, das jetzt vom 1. bis 3. Juli 1972 zum 468. Male gefeierte Brettener Peter- und Paul-Fest - das nach der Vereinigung Alt-Brettheim e. V. "älteste südwestdeutsche Heimat- und Volksfest". In diesen damaligen unsicheren Zeiten setzten die Odenheimer Chorherren denn auch bald durch, daß der Konvent schon dreizehn Jahre nach der Umwandlung der Benediktinerabtei Odenheim in ein weltliches adeliges Chorherrenstift 1494, nämlich im Jahre 1507, aus der gefährlichen Abgeschiedenheit am Wigoldesberg bei Odenheim in das sichere Bruchsal an die eben vollendete Stadtkirche "Unserer Lieben Frau" verlegt



Ehemaliger Befestigungsturm des Benediktinerklosters Odenheim Foto: G. Umminger

wurde. Seit dem Jahre 1507 wohnten also nur noch wenige Beamte und Bauern zur Verwaltung und Bestellung der Güter in den klösterlichen Gebäuden zu Odenheim. 1525 setzten die Kraichgauer Bauernhaufen die Klosteranlagen in Brand. Der Odenheimer Altschultheiß Max Hovwarth, genannt der "Duchscherer", weil er von Beruf Schneider war, spielte hierbei eine führende Rolle. Was die Wut der aufrührerischen Bauern 1525 noch übriggelassen hatte, vernichteten der Dreißigjährige Krieg und die zahlreichen Brandschatzungen der Franzosen unter Mélac, die 1689 nicht nur das Hochstift Speyer in Mitleidenschaft und starke Brandschatzungen zogen.

Mit dem Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 wurde auch das Ritterstift Odenheim säkularisiert. Damals gehörten immerhin noch die Orte Tiefenbach, Eichelberg,

Landshausen. Rohrbach am Gießhübel. Waldangelloch, Zeutern und Großgartach zu dem Stift. Bis auf zwei Ecktürme der alten Befestigung wurden die Überreste der alten Klosteranlage um die Mitte des 18. Jahrhunderts abgetragen. An Hand von kleinen erhaltenen Planaufnahmen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts und eines Aquarells von L. Prey aus dem Jahre 1801 - der einzigen vorhandenen Abbildung des Benediktinerklosters Odenheim - können wir uns heute noch ein ziemlich genaues Bild von der Größe der ehemaligen Abtei machen. Die rechteckige Anlage am Fuße des beherrschenden Wigoldesberges und in unmittelbarer Nähe einer starken Quelle war von Mauern umschlossen und von vier Türmen bewehrt, von denen die der Nordost- und der Südwestecke als Ruinen bis auf unsere Tage erhalten blieben. Dafür wurden die Wirtschaftsgebäude einer umfangreichen Meierei errichtet, und heute breitet sich über dem in ein Gut der Zuckerfabrik Waghäusel umgewandelten alten Benediktinerkloster und späteren Chorherrenstift Odenheim der Lärm der Traktoren und modernen Landmaschinen aus. Nur noch der im Volksmund geläufige Name "Stifterhof" erinnert an die Benediktinermönche und ihr zwei km nördöstlich vom heutigen Dorf Odenheim in einem Seitentälchen der Katzbach nach Eichelberg zu gelegenes Benediktinerkloster - unfern dem sagenumwobenen "Sisbrunnen"!

In dem mittelhochdeutschen Epos über die Nibelungen verdient das 16. Abenteuer in unserer engeren Heimat besondere Beachtung, weil es ein Ereignis schildert, das den Odenwald zum Schauplatz hat: die Ermordung Siegfrieds durch Hagen. Da in allen drei überlieferten Fassungen des Nibelungenliedes die landschaftlichen Beschreibungen nur sehr allgemein gehalten sind, müssen wir den Ortsbezeichnungen in der 16. Aventiure der C-Fassung unsere besondere Aufmerksamkeit schenken. Es wird zu-

nächst von der Jagd im "Otenwalde" gesprochen, und dabei sieht man Siegfried hinter verschiedenen Tieren, auch hinter einem "ungefuegen lewen" herjagen. Wir müssen dieses Tier - ein Löwe in unserem heimatlichen Gebiet - allein der Phantasie des immer noch unbekannten Dichters zuschreiben. Das Jagdmahl findet dann "uff einen schoenen anger" (auf einer lieblichen Waldwiese) statt, ohne Wein, weil diesen der listige Hagen nach dem "spehtsharte" gesandt hatte. Hagen weiß aber "einen brunnen kalt" in der Nähe des Wiesengrundes, durch dessen Gras die Helden den Wettlauf zur Quelle im Walde unternehmen. Siegfried läßt, obwohl er lange vor Hagen und Gunther am Quell ankommt, in echt höfischer Art und Haltung zuerst König Gunther trinken, ehe er sich selbst zum "brunne kuele lûter unde guot" niederbeugt. Das ist der Augenblick für Hagen. Von seinem Speer hinterrücks getroffen, kann der Held Siegfried, des Schwertes beraubt, nur mit einem Schild auf Hagen einschlagen, daß "der wert vil lûte erhal" (der Wiesengrund widerhallte laut). Nachdem Siegfried tot zusammengebrochen war, wird er auf seinen Schild gebettet und noch in der gleichen Nacht nach Worms gebracht und dort vor Kriemhildens Kammer gelegt.

Wo ist nach diesen knappen Anhaltspunkten der Schauplatz des Todes Siegfrieds zu suchen? Unsere Aufmerksamkeit lenken vor allem die verschiedenen Siegfriedsbrunnen auf sich, die es gibt. Die Volksüberlieferung kennt mehrere Stätten im Odenwald, wo Siegfried erschlagen worden sein soll. Der "Lindelbrunnen" bei Hiltersklingen und der "Siegfriedsbrunnen" bei Gras-Ellenbach beide unweit von Lindenfels im Odenwald gelegen - sind die bekanntesten. Der im Jahre 1884 vom Odenwaldklub neu gefaßte und mit einer Metalltafel versehene Hiltersklinger "Lindelbrunnen" ist schon in der Schenkung der Heppenheimer Mark vom 20. Januar 773 an das Kloster Lorsch2) und



Siegfriedsbrunnen

in der bekannten Grenzziehung von 795 erwähnt³). Auch auf Frankenthaler Gemarkung liegen ein "Siegfriedsbrunnen" und ein "Siegfriedsweiher".⁴) Weniger bekannt, aber darum umso erwähnenswerter, ist eine weitere Quelle, von der im Kraichgauer Volksmund behauptet wird, sie sei die "einzig echte" und die "einzig wahre". Dieser "Siegfriedsbrunnen" liegt am Rande des Kleinen Odenwaldes. Die für die Echtheit dieser Quelle anzuführenden Gründe entsprechen am meisten dem Nibelungenlied selbst!

Nennt doch die C-Fassung, die sich in

Foto: Landesbildstelle Baden

Donaueschingen in der Fürstlich-Fürstenbergischen Bibliothek befindet, in den Schlußversen des 16. Abenteuers ausdrücklich den Ort des Todes von Siegfried:

"Von dem selben brunnen do Sifrit wart erslagen

sult ir die rehten maere von mir hoeren sagen

dort vor dem Otenwalde ein dorf lit Otenheim

do vliuzet noch der brunne des is zwifel dehein".

(von demselben Brunnen wo Siegfried erschlagen wurde,

sollt ihr die rechte Kunde von mir hören, dort vor dem Odenwald ein Dorf liegt Odenheim,

da fließt noch die Quelle, daran kann kein Zweifel sein).

Es ist also der Ort des Todes von Siegfried durch Nennung des Dorfes Odenheim ganz klar genannt und die Lage "vor dem Odenwald" würde bei den beiden im Odenwald liegenden Quellen auch nicht zutreffen. Die Lage "vor dem Odenwald" trifft vielmehr nur bei unserem Kraichgauer "Siegfriedsbrunnen" zu. Sollte also an der Schilfsandsteinquelle im Waldesdunkel bei unserem Dorf Odenheim der Speer Hagens Siegfried getroffen haben?5) In unserer Kraichgauer Volkssprache ist die Odenheimer Siegfriedsquelle als "Seesbrunnen" oder auch als "Sisbrunnen" bekannt. Im Güterbuch des Benediktinerklosters Odenheim finden wir diesen "Sees"- oder "Sisbrunnen" öfters urkundlich belegt. Bedenken wegen der geographischen Lage unserer Odenheimer Siegfriedsquelle müssen allerdings erhoben werden, weil im Nibelungenlied ja besonders eindringlich herausgestellt wird, daß man die Nacht abwartete, um den toten Helden bis zum Morgen vor Kriemhildens Gemach zu legen: "Do erbîten si der nahte und fuoren über Rîn".

(Sie warteten die Nacht ab und fuhren über den Rhein). (Anfang der 17. Aventiure). Dürfen wir aber unter Berücksichtigung der alten Wegverhältnisse im Ried zwischen Worms und der Bergstraße annehmen, daß man die Strecke vom Kraichgau bis nach Worms in einer Nacht mit Pferden bewältigen konnte?

Außer unserem Kraichgauer Odenheim mit seinem um das Jahr 1200 bedeutenden und weithin bekannten Benediktinerkloster liegt, von Worms aus gesehen, kein anderer Ort, der Odenheim heißt, "vor dem Oten-

walde". Auch ist die im Jahre 850 im Lor-Codex erscheinende Schreibform "Otenheim" mit der in der C-Fassung genannten Ortlichkeit "Otenheim" namensgleich. Wir können höchstens zwei im Mittelalter existierende Orte dieses Namens aus dem Wormsgau selbst in unsere Untersuchung miteinbeziehen. Der eine läßt sich durch eine Schenkungsurkunde der Abtissin Abba in Rotaha belegen, wonach ein Odenheim, unweit des Mains gelegen, dem Kloster Lorsch übereignet wurde. Im zweiten Fall wurde 1904 zwischen Lorsch und Hüttenfeld eine römische Villa ausgegraben, an deren Stelle um 1100 von einer Edelfrau Uode von Schauenburg ein Edelhof angelegt wurde, der, wie urkundlich belegt ist, den Namen Uodenheim - später dann Odenheim - erhielt. Dieses nur vier Wegstunden von Worms entfernt liegende Odenheim war allerdings niemals ein Dorf, sondern wie das andere wormsgauische Odenheim, ein unbedeutender kleiner Hofplatz. Auch finden wir auffallenderweise, und in diesem Zusammenhang ganz besonders wesentlich, an beiden Höfen keinen Siegfriedsbrunnen und auf dem "brunne kuele, lûter unde guot" liegt doch gerade die starke Betonung der Strophe 1016 der C-Fassung des Nibelungenliedes.

Diese besagte Strophe 1016 der C-Fassung des Nibelungenliedes, die das Dorf Odenheim ausdrücklich nennt und herausstellt, fehlt in den beiden anderen Handschriften A und B. So müssen wie die Frage aufwerfen, ob es sich hier um eine echte, vom Dichter selbst verfaßte Strophe handelt, oder ob diese aufschlußreiche, für unseren Zusammenhang besonders wichtige Strophe, nur von einem späteren Abschreiber hinzugedichtet wurde. Die von uns schon immer erwähnte C-Handschrift des Nibelungenliedes ist die am stärksten erweiterte und umgestaltete. Der Schreiber C hat so z. B. statt "Waskenwalde" (in Strophe 911 der Handschrift B, der St. Galler Handschrift)

vil ringe, sour si weinens geror. Son dem selben brunnen. La Sivier war eestlagen suite in divierth mares won mus boun sagn, wo dem oun milder ein door tier orenhaum. La viniteer noch o brunne, des inh zwisel dele in mare che in mare harri vir wie man in lego derburn si o nabres on sorn vol. Sin, von bestom chunde numm wie synager sin, ein roer dat si da stugm dat wein ren edeliv knire, ia mosin sin engelren, wie gert wigande sine. Son grozer voluntee ninger ir nivhoren sagn wie von thatch taghe, do hier Bagen magn. Divide den berren, won stiestunger lant, for eine knirenaten. da man chiremh vant. Er bier masso

Foto aus der Handschrift C des Nibelungenliedes im Fürstl. Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen

"Otenwald" (in Strophe 919 der Handschrift C) eingesetzt und C gibt auch allein den Ort an, wo Siegfried getötet worden sein soll: "Otenheim"; diese Ortsangabe fehlt in A und B. "Wir sagen heute: von den drei Fassungen des Nibelungenliedes ist die mit B bezeichnete maßgebend", führt S. Gutenbrunner aus6). Eine ganz neue These hat jetzt W. Selzer aufgestellt und den Lorscher Abt Sigehard, der von 1120 bis 1198 lebte, als Nibelungenlieddichter genannt7). Man ist nur merkwürdig berührt, wenn man hört, daß die Behauptung, das Nibelungenlied sei von einem Dichter, nicht von mehreren geschrieben, eine "geniale Neuentdeckung" sei! Die romantische Theorie, ein großes Epos werde aus vielen vorhandenen, im Volk entstandenen Liedern zusammengefügt, wobei der Mann, der das tut, ein Stümper sein könne, diese Theorie also, von K. Lachmann an Homer und am Nibelungenlied versucht, ist längst widerlegt! "Der Verfasser war ein Dichter von hohem Rang"8).

Das große mittelhochdeutsche Epos, das Nibelungenlied, verlegt den Sitz der Burgunden nach Worms am Rheine und den Brunnen, an dem Hagen Siegfried erschlug, an einen Ort im Odenwald. Den Dichter dieses Liedes kennen wir nicht, wenn er

auch bald im Kürenberger, dann im sagenhaften Heinrich von Ofterdingen, in Abt Sigehart von Lorsch oder in Pilgrim von Passau gesucht wird. Sicher ist nur, daß derjenige, der die alten fränkischen Heldenlieder aus der Völkerwanderungszeit um 500 n. Chr., nämlich "Sigfrids Tod" und "Burgundenuntergang", zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Nibelungenlied zusammenfaßte und dem Epos die verbindliche höfische Form gab, eine in seiner Zeit unerhört tragische Dichtung geschaffen hat. Von den drei Fassungen des Nibelungenliedes ist die mit B bezeichnete, die St. Galler Handschrift, die beste und die dem Original am nächsten stehende. Der Verfasser dieser B-Überlieferung war ein Dichter von hohem Rang, kein biederer, treuherzig-unbedeutender Sammler oder Ordner.

Dagegen ist die für unsere Betrachtung wichtige und schon immer genannte C-Fassung des Nibelungenliedes, die bei weitem umfangreichste; sie enthält die längste und am stärksten höfisch umgestaltete Form. Im Zusammenhang gelesen, erkennt der unvoreingenommene Leser, der sich in die mittelhochdeutsche Synonymik eingearbeitet hat, allerdings dann sofort, daß gerade diese Strophe 1016 in der 16. Aventiure mit am stärksten aus der Metrik der echten Nibe-

lungenstrophe herausfällt und den Eindruck einer gewollten Verschleierung weckt. Die typische rheinfränkische mittelhochdeutsche Sprachelemente aufweisende Strophe 1016 - ansonsten weist der Lautstand der C-Fassung nach Tirol oder Österreich — legt sogar, wie Pfarrer Friedrich Hodecker in seiner Ortsgeschichte von Odenheim 19629) festgestellt hat, die Vermutung nahe, daß ein Benediktinermönch als Bearbeiter (Abschreiber) des Nibelungenliedes möglicherweise einmal im Benediktinerkloster Odenheim weilte und hier die zugesetzte Strophe 1016 seiner Abschrift zufügte, vielleicht sogar noch aus Dankbarkeit gegenüber Abt Siegfried, der dem Benediktinerkloster Odenheim von 1190-1213 vorstand. Wer konnte der Phantasie des Bearbeiters Grenzen setzen? Wir wissen es nicht!

Trotz dieser wissenschaftlichen Erkenntnis gehen wir gerne hinaus zu der seit Kindheitstagen vertrauten Quelle im "Seesbrunnen"- oder "Sisbrunnenwald" — was in unserer Kraichgauer Volkssprache einer einfachen mundartlichen Kürzung gleichkommt -, und das lokalpatriotische Gefühl sagt uns, daß nur hier, im Rauschen des Waldes, Hagens Niedungstat geschehen konnte. Im Jahre 1930 wurde die Quelle unter Bürgermeister August Vogel gefaßt und ein vier Meter hohes Relief nach einem Entwurf von Professor Nagel aus Karlsruhe angebracht,, welches den starken Siegfried an der Quelle und den grimmen Hagen zum Todesstoß mit dem Speer - an der einzig verwundbaren Stelle - ausholend, zeigt.

Württemberg, Reihe B, Forschungen 36. Band, Stuttgart 1967, S. 48.

- "donamus... villam... Hephenheim, sitam in pago renense..." (D Karol. I n 73 Codex Laureshamensis 6); vgl. hierzu Kieser, Fr., Das salisch-fränkische Siedlungssystem und die Heppenheimer Marktbeschreibung vom Jahre 773, Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums zu Bensheim 1905; Hülsen, Fr., Die Besitzungen des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit, Historische Studien, Ebering 105, 1913.
- ^{a)} Müller, K. Th. Ch., Zu den ältesten Markbeschreibungen des Odenwaldes, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 17, 1932, S. 93—144; Möller, W., Die frühhistorischen Grenzen im Odenwald, Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 20, 1938, S. 221—261; Schumacher, K., Aus Odenwald und Frankenland, Darmstadt 1929, S. 46 bis 53: Auf Siegfrieds Spuren.

4) Weitere Siegfriedsbrunnen zählt vor allem K. Schumacher, a. a. O. S. 52 auf. Unser Odenheimer Siegfriedsbrunnen aber fehlt bei ihm!

5) Vgl. hierzu Betz, W., Die deutsche Heldensage, Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. von Stammler, W., III. Band, 27. Lieferung, Berlin 1957, Sp. 1509 ff., besonders Sp. 1511 über die Frage der geschichtlichen Grundlagen für den ersten Teil des Nibelungenliedes, für die Geschichte von Siegfrieds Tod also.

6) Gutenbrunner, S., Der Dichter des Nibelungenliedes, in Stuttgarter Zeitung, Nr. 178, Samstag, 6. August 1955, S. 17.

- 7) Selzer, W., Lorsch und das Nibelungenlied, Festschrift Laurissa Jubilans zur 1200-Jahr-Feier von Lorsch, 1964; vgl. hierzu auch Höfler, O., Die Anonymität des Nibelungenliedes, Deutsche Vierteljahresschrift 29, 1955.
 - 8) Gutenbrunner, S., a. a. O.
- 9) Hodecker, Fr., Odenheim. Eine Wanderung durch 2000 Jahre Odenheimer Geschichte, Mosbach 1962.

In diesem Zusammenhang sei noch auf einige weitere neuere Ortsgeschichten verwiesen:

Härdle, O., Heidelsheim. Geschichte und Bild der ehemaligen Reichsstadt, Heidelsheim 1960.

Spengel, W., Gondelsheim in Geschichte und Bild, Philippsburg 1966.

Stein, H., Kallenbach, P., Ochs, L., Eberhardt, W., Bucher, 1200 Jahre 769—1969 Helmsheim. heim. Festschrift zur 1200-Jahr-Feier, Helmsheim 1969.

Bienwald, G., Menzingen. Ein Gang durch 1200 Jahre Geschichte, Menzingen 1970.

Hartmann, W., Walter, E., Das Heimatbuch von Neibsheim. Herausgegeben zur 1200-Jahr-Feier, Ludwigsburg 1970.

Hollerbach, E., Gehrig, F., 1200 Jahre Zeutern, Baden-Baden 1970.

Anmerkungen:

¹⁾ Hodecker, Fr., Odenheim. Eine Wanderung durch 2000 Jahre Odenheimer Geschichte, Mosbach 1962. Hodecker vertritt S. 27 weiter "Woutanheim" und "daß Wodan der Herr in Odenheim war", trotz Kritik zur Zeit des Abschlusses seines Manuskriptes durch uns; vgl. hierzu auch Diemer, M., Die Ortsnamen der Kreise Karlsruhe und Bruchsal, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-



Aus der Vergangenheit Sinsheims

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Sinsheim liegt im Kraichgauer Hügelland vorwiegend rechts der Elsenz, an der Einmündung des Waidbachs. Etwa 4,5 km südlich von Sinsheim beim Dorfe Weiler erhebt sich die 335 m hohe Basaltkuppe des Steinbergs. Das Gebiet wurde schon frühzeitig besiedelt. worauf die Funde aus einem römischen Meierhof und fränkischen Gräbern hinweisen. Als Siedlung finden wir Sinsheim erstmals 770 und 774 erwähnt. Bei dem Weiler Sinsheim lag eine Burg der Elsenzgaugrafen, die vermutlich um 908 von dem Frankenherzog Konrad dem Jüngeren von Babenberg errichtet worden war. Vor dem Jahre 1004 soll schon Herzog Otto von Kärnten auf einer Anhöhe nordöstlich der Siedlung ein Augustinerchorherrnstift gegründet haben; sicher ist, daß Bischof Johann von Speyer an jener Stelle zwischen 1092 und 1100 eine freie adlige Benediktinerabtei ins Leben rief. Zu den Besitzungen, die diesem Kloster übertragen wurden, gehörte auch der Ort Sinsheim.

Im Jahre 1067 verlieh Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Zeizolf vom Elsenzgau Marktund Münzrecht für das Dorf Sinsheim. Für das Jahr 1108 haben wir einen Beleg, daß die Benediktinerabtei den Ort an Kaiser Heinrich V. abtrat, sich aber Jagd, Fischerei, Mühlen, Zehnten und Patronatsrechte vorbehielt. Die Erhebung zur Stadt erfolgte wahrscheinlich im Anfang des 13. Jahrhunderts.

Sinsheim blieb auch während des 12. bis Anfang des 13. Jahrhunderts Reichseigentum unter der Verwaltung der Grafen von Laufen, die damals die Gaugrafschaft im Elsenz- und Kraichgau inne hatten. Um 1219/20 verpfändete nun Kaiser Friedrich II. die Stadt mit Laufen und Eppingen um 2300 Mark lötigen Silbers an den Markgrafen Hermann V. von Baden. Die kaiserliche Gerichtsbarkeit scheint aber von dieser Verpfändung ausgenommen worden zu sein, da 1235 und 1259 Hans von Gemmingen als kaiserlicher Landvogt zu Sinsheim und im Kraichgau erwähnt wird. 1315 versetzte Friedrich der Schöne von Österreich nochmals Stadt und Kloster an die Markgrafen von Baden Friedrich II. und Rudolf VI. um 1000 Mark Silber Konstanzer Gewichts. In den Jahren 1329 und 1330

kamen durch Kaiser Ludwig den Bayern die Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I. in den Besitz der Pfandschaft. Der Handel ging aber auch fortan weiter; so überließ 1338 und 1344 Pfalzgraf Rudolf II. seinerseits pfandweise Sinsheim an Engelhard von Hirschhorn. Schließlich löste 1362 Kurfürst Ruprecht I. die Stadt um 9000 Gulden wieder ein und brachte sie damit endgültig unter pfälzische Oberhoheit. Mitte des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts mußten die Landesherren wiederholt Rechtsstreitigkeiten zwischen Stadt und Kloster bzw. Stift schlichten. 1410 kam Sinsheim bei der Erbteilung an den Pfalzgrafen Otto I., den Begründer der Linie Pfalz-Mosbach. Zwar verpfändete dieser die Stadt 1426 an Konrad von Weinsberg, doch wurde die Verpfändung wahrscheinlich schon im Jahre 1428 wieder aufgehoben.

1462, beim Einfall des Markgrafen Karl I. von Baden, des Grafen Ulrich von Württemberg und des Bischofs Georg von Metz in pfälzisches Gebiet, wurde auch die Stadt Sinsheim in Mitleidenschaft gezogen. Mit dem Erlöschen der Linie Pfalz-Mosbach im Jahre 1499 kam — laut Vertrag von 1479 mit dem Kurfürsten Philipp — Sinsheim wieder an die Kurpfalz zurück. Von 1506 bis um 1524 fand sich die Stadt an Orendel von Gemmingen versetzt. 1525 zogen aufständische Bauernhaufen, nachdem sie die Burg Steinsberg in Brand gelegt hatten, durch Sinsheim und plünderten anschließend das Stift auf dem Michaelsberg.

Im Dreißigjährigen Krieg besetzten bzw. zogen mit fast ziemlicher Regelmäßigkeit die verschiedensten Truppen durch die Stadt. So finden wir hier 1621/22 Bayern unter Tilly, 1622 zunächst Truppen des Grafen Ernst von Mansfeld und des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und nach der von diesen am 6. Mai des gleichen Jahres verlorenen Schlacht bei Wimpfen wieder die Bayern, 1631/32 Schweden, 1634 kaiserliche Truppen, 1634/

35 Rückzug schwedischer Truppen nach der Schlacht bei Nördlingen (6. u. 7. September 1634), 1635/36 kroatische Hilfsvölker, 1645 zuerst Franzosen dann wiederum Bayern und schließlich im Jahre des Westfälischen Friedens 1648 nochmals Franzosen.

Während des Reichskrieges gegen Frankreich (1672-1678) wurde Sinsheim erneut in die kriegerischen Auseinandersetzungen einbezogen. So eroberten am 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Feste Sinsheim und schlugen dann in der Nähe der Stadt die Kaiserlichen unter Herzog Karl von Lothringen; der Ort selbst wurde anschließend von den Franzosen geplündert und gebrandschatzt. Im Jahre 1676 marschierten die Reichstruppen auf dem Wege nach Philippsburg durch Sinsheim. Im Unglücksjahr des Oberrheins 1689 wurde Sinsheim am 8. August durch die Franzosen eingeäschert. Auch jetzt hatte die Stadt wieder in den folgenden Jahren unter Durchzügen und Einquartierungen zu leiden. Es waren 1690 die Kaiserlichen und die Bayern, 1691 und 1693 sowohl die Franzosen als auch die Kaiserlichen. 1695 war vorübergehend eine kaiserliche Garnison hier stationiert. 1701 sehen wir erneut Reichstruppen, 1704 neben Reichstruppen sogar Engländer, Dänen und Preußen. 1707 waren es nochmals die Reichsarmee und schließlich von neuem Franzosen. Im Polnischen Thronfolgekrieg finden wir 1733/34 Österreicher in Sinsheim, während es 1734/35 ein Winterquartier des württembergischen Infanterieregiments Oberst Hildenbrand darstellte. Im Österreichischen Erbfolgekrieg gaben 1743 Franzosen und 1743 und 1744 Ungarn eine Gastrolle. Auch im Siebenjährigen Krieg benutzten französische Verbände Sinsheim und Umgebung mehrfach als Durchmarschgebiet. Als 1799 die Franzosen sich in Sinsheim einquartiert und bei der Stadt feste Stellungen bezogen hatten, wurden sie am 2. und 3. Dezember dieses Jahres von den Osterreichern hieraus vertrieben. In den Napoleonischen Kriegen sahen die Sinsheimer 1800, 1805, 1811 und 1812 Franzosen, um den Jahreswechsel 1813/1814 Russen und ebenfalls 1814 Österreicher in ihrer Stadt.

Im Jahre 1803 fiel Sinsheim von der Kurpfalz an das Fürstentum Leiningen und mit diesem 1806 an das neugeschaffene Großherzogtum Baden. Als am 24. April 1848 etwa 150 Mann von Sinsheim und Umgebung nach Heidelberg zogen, um an einer Volksversammlung der Republikaner teilzunehmen, wurden sie dort von Studenten und der Heidelberger Bürgerwehr entwaffnet. Daraufhin wurden im Juni und Juli 1848 die 7. und 8. Kompanie der Badischen Leibgrenadiere als Exekutionstruppen in Sinsheim einquartiert. Zwar setzten am 16. und 17. Mai 1849 Männer der Sinsheimer Bürgerwehr Teile der regierungstreuen Truppen unter General Hoffmann vorübergehend in Gefangenschaft, doch bald wendete sich das Blatt. Mit bangen Gefühlen sahen die teilweise im Herzen noch republikanisch gesinnten Bürger Sinsheims am 23. und 24. Juni 1849 den Durchzug der geschlagenen badischen Aufständischen und der ihnen nachfolgenden Bundestruppen.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf die innere Verwaltung und Rechtsprechung der Stadt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Stadtverwaltung stand ein seit 1300 erwähnter herrschaftlicher Schultheiß vor. Ihn unterstützten — sicher seit 1385 — zwei Bürgermeister, von denen jährlich am Gallustag (16. Oktober) einer aus dem Rat und einer aus der Gemeinde gewählt wurde. Es kam weiter hinzu: der städtische Rat, bestehend aus 12 Richtern, der Ausschuß der Vierundzwanziger und ein Stadtschreiber; später außerdem noch ein Anwalt. Seit 1736 wurde die Bürgermeisterwahl von Galli auf Neujahr verlegt. Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich die städtische Verwaltung zusammen aus: einem Stadtschultheißen, einem Ratsbürgermeister, 6 Ratsverwandten, einem Stadtschreiber und einem Ratsdiener. 1766

wurde ein allgemeiner Rentmeister bestellt und zugleich der Rechnungstermin von Galli auf Mariä Lichtmeß (2. Februar) festgesetzt. Im Jahre 1811 finden wir den ersten sogenannten "Oberbürgermeister" in Sinsheim und seit 1821 einen Gemeindeausschuß.

Die Rechtsprechung war im 12. Jahrhundert weitgehend der Benediktinerabtei unterstellt, obwohl Sinsheim der Form nach seit 1108 als Reichseigentum zu gelten hatte. Die Abtei besetzte die freigewordenen Richterstellen und nahm den Richtern - die zugleich Hübner des Klosters sein mußten - den Treueid ab; außerdem standen ihr 2/3 der Gerichtseinkünfte zu. Seit dem 15. Jahrhundert erfolgte die Zuwahl der Richter durch das Gericht selbst. Da Sinsheim, nachdem es pfälzisch wurde, keiner Zent zugeteilt worden war, hatte es sein eigenes Hals- und Blutgericht, ebenso ein besonderes Untergericht zusammen mit dem Dorfe Steinsfurt. Die Gerichtsbehörde wurde von dem Schultheißen und den 12 Richtern verkörpert und unterstand der Oberaufsicht des Oberamtes Mosbach. Eheangelegenheiten verblieben der geistlichen Gerichtsbarkeit des Klosters. Rügegerichtstage waren an Georgii (23. April) und Galli (16. Oktober). Der Letztgenannte wurde seit dem Jahre 1798 im Monat Februar abgehalten. Niedergerichtliche Befugnisse im Bereich des Klosters- bzw. Stiftshofes gingen nach Aufhebung des Stifts im Jahre 1565 auf die reformierte Schaffnei über und wurden erst 1802 beseitigt.

Seit dem Anfall an die Pfalz bis zum Jahre 1517 gehörte die Stadt zur Vogtei Steinsberg, danach zum Oberamt Mosbach, Amtskellerei Hilsbach. 1805 wurde das Fürstlich Leiningensche Justizamt (Rentamt) von Hilsbach nach Sinsheim verlegt. Mit dem Übergang an Baden wurde Sinsheim Sitz eines Großherzoglichen Bezirksamts. Im Jahre 1840 hatte man eine Teilung in ein Großherzoglich Badisches und Fürstlich Leiningensches Bezirksamt Sinsheim und ein Groß-

herzoglich Badisches Amt Hofenheim zu Sinsheim vorgenommen. Durch Verzichtleistung des Fürsten von Leiningen im Jahre 1849 wurden jedoch die Ämter wieder unter alleiniger badischer Verwaltung vereinigt.

Im 14. Jahrhundert bestanden in Sinsheim die herkömmlichen herrschaftlichen Steuern: Bede (60 Pfund Heller, jährlich zahlbar an Martini), Landzoll, Ungeld (wurde für das Bauwesen der Stadt verwendet), Bußgelder u. a. Das Kloster hatte das Recht, beim Tode eines der 12 Richter das Herdrecht (bzw. Besthaupt) zu fordern; diese Forderung wurde 1429 in eine jährliche Abgabe seitens der Stadt von 6 Pfund Heller umgewandelt. Großer Wein- und Fruchtzehnt, Neubruchzehnt und kleiner Zehnt gehörten ebenfalls dem Kloster, das auch den Vorschnitt zur Erntezeit beanspruchen durfte. Vom kleinen Zehnten war der Pfarrer zu besolden; nach der Kirchenteilung bezog davon der reformierte Pfarrer 5/7, der katholische Pfarrer ²/₇. Von den Frevelgeldern bekamen im 15. Jahrhundert Stadt und Landesherrschaft je die Hälfte, im 16. Jahrhundert das Stift 3/8 und die Stadt das übrige. 1602 wurde festgesetzt als Alleinrecht der kurpfälzischen Landesherrschaft die Schatzung, der Wein- und Fruchtguldenzoll, Bußgelder und Abzugsgelder. Anteilig waren das Ungeld (Herrschaft 2/3, Stadt 1/3), das Einzugs- oder Bürgergeld (Herrschaft 1 Gulden, Stadt 4 Gulden), der große Gerichtsfrevel im Werte von über 4 Pfund Heller (Herrschaft und Stift je 3/8, Stadt 1/4). Der kleine Gerichtsfrevel gehörte dem Schultheißen. Der Stadt standen allein zu: Waldund Feldeinungen, Weg- oder Pflastergeld (letzteres 1820 aufgehoben). Vom kleinen Zehnten bekam die Pfarrei den ganzen Ertrag an Sommergerste, Erbsen, Linsen, Heidekorn, wildem oder Frühflachs. Pfarrei und Stift waren je hälftig beteiligt an Spätflachs, Hanf, Heu, Gänsen, Spanferkeln, Lämmern und Kälbern. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen vor allem noch die Türkensteuer und Kontributionen und Gelder für den Schloßbau in Mannheim hinzu. Seit 1687 befreite man die Stadt vom alten Landzoll, der dann 1793 im jährlichen Betrag von 6 Gulden von der Amtskellerei Hilsbach eingezogen wurde.

Vermögenswerte und Steueranteile des früheren adligen Benediktinerklosters, das 1496 in ein weltliches Kollegialstift umgewandelt und 1565 aufgehoben wurde, verwaltete von da an eine reformierte Stiftsschaffnei.